

mpressum

Chefredaktion

Carla Reemtsma (V. i. s. d. P.) & Jane Knispel

Geschäftsführung und Anzeigenverwaltung

Felicia Klinger (Thema), Annkathrin Lindert und Katharina Isaak (Campusleben), Julia Hagen (Münster), Tobias Schweitzer (Kultur), Jane Knispel und Carla Reemtsma (Hochschulpolitik)

RedaktionPeter van Park, Lena Toschke, Stefanie Nagelsdiek, Albert Wenzel, Lars
Nowak, Lucy Kraft, Maximilian Dolle, Jan Erik Brühl, Sarah Großmann,
Insa Viola Lügger, Kolja Sand, Janna Krickau

Cover Nadja Redzuan

Layout

Nadja Redzuan

Palanquin Dark, Montserrat, Permanent Marker Regular, Amiri, Futura PT

Der Semesterspiegel ist die Zeitung der Studierenden in Münster. Die Artikel geben die jeweiligen Meinungen des Autors oder der Autorin wieder. Das gilt auch für namentlich gekennzeichnete Artikel von Mitglieder:innen des Redaktionsteams. Sie dienen auf Grundlage der verfassungsmäßigen Ordnung der Förderung der politischen Bildung, des staatsbürgerlichen Verantwortungsbewusstseins und der Bereitschaft zur Toleranz (HG-NW § 72 (2) Satz 4).

Die in dieser Ausgabe vertretenen Meinungen spiegeln nicht notwendigerweise die Meinungen der Mitglieder der verfassten Studierendenschaft oder ihrer Gremien wieder.

Ihr habt eine Idee für einen Artikel, eine Grafik, ein Rätsel, ein Thema oder mehr? Schreibt uns einfach eine Mail an: ssp@uni-muenster.de, Betreff: Teilnahme oder meldet euch bei uns per Facebook oder Instagram.

Schlossplatz 1 48149 Münster ssp@uni-muenster.de

Druckerei Buschmann GmbH & Co. KG Nevinghoff 18, 48147 Münster

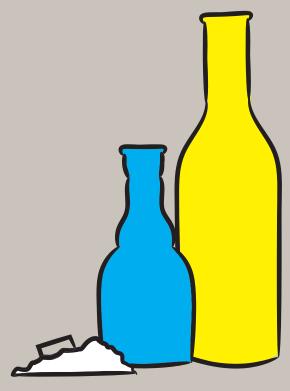
LIEBE MITSTUDIERENDE,

es ist Donnerstagmittag, vermutlich eher Nachmittag, gerade erst aufgestanden, sitze ich mit einem Glas Wasser und einer Kopfschmerztablette am Küchentisch. Der Plan letzten Abend nur ein wenig zu trinken, ist mal wieder nicht aufgegangen und aus "wirklich nur zwei Bier" wurden ganz schnell fünf Bier (und noch ein long island ice tea). Das einzig gute an dem Tag danach ist die Gewissheit, dass es auch anderen Studierenden in Münster heute genauso geht wie mir und diese sich auch dazu entschieden haben erst nächste Woche wieder zur Vorlesung zu gehen. Und noch mehr, der durch Alkohol verursachte Rauschzustand gehört schon längst zur allgemein bekannten Definition des typischen Studierenden, ist also schon fast normal, oder? Jeden Tag bis Mittags schlafen, ab und zu mal in Vorlesungen und Seminar gehen und schon unter der Woche anfangen zu trinken. Das mag nicht auf jeden zutreffen, aber Ausnahmen bestätigen die Regel, oder? Da der durch Alkohol (aber teils auch andere Drogen) verursachte Rausch also angeblich einen so großen Teil unseres Studierendenlebens einnimmt, widmen wir ihm diese Ausgabe.

Viel Spaß beim Lesen!

Für die Redaktion Jane Knispel







(Drogen)Rausch

- **O6 Ja Normal, Bruder** Kurzgeschichte eines Konsumenten
- 10 Der Bremer Platz
 Eine Bestandsaufnahme. Im Gespräch mit
 Ralf Gerlach von *Indro e.V.*
- 14 Wir gehen dahin, wo es wehtut.

Interview mit Dr. Thorsten Jeck, Erster Vorsitzender des eveærave Münster e.V.

16 Rauchen, Kiffen, Saufen, Schmeißen

Eine Übersicht über Deutschlands Drogentrends.

Nüchtern unter BetrunkenenGedanken einer *An*alkoholikerin

Hochschulpolitik

- 21 Pro & Protest
 Frauenquoten in Unigremien
- 22 Ich mache das aus Idealismus.

Interview mit den neuen AStA-Vorsitzenden Sara Movahedian und Liam Demmke >> Ich wachte um 10 Uhr morgens in Ibbenbüren am Bahnhof ohne Hose auf, schlitze mir das Knie auf, brach mir einen halben Zahn ab, übergab mich während einer Klassenarbeit, setzte ausversehen ein Altpapierlager in Brand und verlor ständig Schlüssel, Portemonnaie und Fahrräder – das natürlich alles unter Alkoholeinfluss. <<

06

>> Mich nervt es, ständig das Gefühl zu haben, dass etwas mit mir nicht stimmt. <<

18





Foto: Maximilian Dolle





Campusleben

24 Münsters Lost Place? Eine Fotostrecke zur alten Pharmazie

28 **Der Musik-Campus:** Ein Jahrhundertprojekt

Über das einmalige Kooperationsprojekt von Stadt und Universität in Münster

30 Wenn das Publikum hinter uns steht, macht das einen riesen Unterschied!

Interview mit Jan König, Kapitän der WWU Baskets

32 Bin kurz nebenan

Über ein Erasmus im Land von Käse, Kiffen und Fahrradfahren.

Münster

35 Hat sich da jemand ver-geben?

Die Geschichte um Münster als neues deutsches Zentrum für Batterieforschung

Kultur

37 Begegnungen in ungewöhnlicher Konstellation

Ein Portrait des jungen Atheaters in Münster

40 Brainfuck im britischen Nieselregen

Sibylle Bergs Roman "GRM" ist eine gar nicht so dystopische Dystopie.

42 Extrawurst am Wolfgang **Borchert Theater.**

Der Tennisclub als Mikrokosmos gesellschaftlichen Lebens?

EY ICH PORTION DEMP LAYMO EY UND WAHREND MEINE SPACECO RAUCH ICH TAI PORNS IN DEIN G DEINE H-MUTTI DU VOGEL ICH DROGEN LETZTEM MONAT UND FRESS KN PEP UND KOKA

IERE KOKS MIT BIL-BAGGER ICH GEMUTLICH OKIES KNABBER BAK UND GUCK AYMOVIE VADDER RATTERT WEG WILL SEX UND UND LIEG SEIT FETT IM KOMA ACKEBROT MIT Drogen(Rausch) 7 Quelle: Regenbogen, 257ers

JANORMAL, BRUDER

Kurzgeschichte eines Konsumenten

Von Peter van Park

Magie erscheint als Instrument, um das zu erreichen, was man ohne Arbeit wollte, das heißt eine Ablehnung der Arbeit in Aktion – so beschreibt die Autorin Silivia Federici Magie und genau so war meine Vorstellung von Drogen. Keine Arbeit, keine Überwindung, keine Sorgen und trotzdem erfüllen sich meine Wünsche. Ganz von allein. In einer bis ins letzte Atom ernüchternden Welt gab es da doch noch etwas Magisches. Doch dieser Umgang mit Drogen hat nicht gut funktioniert.

Auf meiner Konfirmationsfahrt hatte ich meinen ersten Vollrausch. Zwei 13-Jährige, mein Zimmernachbar und ich, tranken eine Flasche Wodka durch einen Trichter. Die Idee mit dem Trichter hatten wir aus einem Film und sahen nicht ein, einen Unterschied zwischen Bier und Wodka zu machen. Es klingt immer sehr prahlerisch, aber: Ich habe keine Erinnerungen an diesen Abend. Am nächsten Morgen lag ich erschlagen in meinem eigenen Erbrochenen. Im ganzen Zimmer war großzügig unser Mageninhalt verteilt. Die Geschichte war mir zunächst hoch peinlich, aber nach und nach hatten mehr Mitschüler und Freunde Interesse an Alkohol und schnell tranken wir immer öfter. Und umso öfter erzählte ich von meiner Konfirmationsfahrt und dass ich keine Erinnerung an diesen Abend hatte. Zwei- bis dreimal die Woche fuhren wir zu einem Kiosk, der Minderjährigen Alkohol verkaufte und betranken uns auf Spiel- und Schulplätzen oder in der eigenen Wohnung, falls die Eltern ausgeflogen waren. 'Alkohol war normal geworden und garantierte Spaß. Irgendetwas passierte immer - das sah auch meine Mutter so. Ich wachte um 10 Uhr morgens in Ibbenbüren am Bahnhof ohne Hose auf,

schlitze mir das Knie auf, brach mir einen halben Zahn ab, übergab mich während einer Klassenarbeit, setzte ausversehen ein Altpapierlager in Brand und verlor ständig Schlüssel, Portemonnaie und Fahrräder – das natürlich alles unter Alkoholeinfluss. Meine Mutter durfte ihren Sohn ohne Hose in Ibbenbüren abholen, mich auf dem Gepäckträger ins Krankenhaus fahren, ins Gericht begleiten oder das Haustürschloss erneuern. Ich fand das alles witzig und meine Freunde auch.

Das Bindemittel neu gefundener Freundschaften war Alkohol. Betrunken fühlte ich mich beliebt. Der Umgang mit anderen fiel mir plötzlich so leicht. Betrunken zu sein war absolut magisch für mich und Alkohol war mein Zaubertrank (tatsächlich nannte ich Alkohol eine Zeit lang so). Ohne Alkohol hätte ich wahrscheinlich nie einen Club betreten oder den Freundeskreis gehabt, den ich hatte. Einmal bat mich eine Freundin: "Komm schon, bitte betrink dich. Sonst bist du so langweilig."

Schnell kam natürlich auch Cannabis dazu. Das machten schon sehr viele. Das erste Mal high zu sein, fühlte sich wunderbar an. Das wollte ich auf jeden Fall nochmal! Zu Beginn war es immer schwer, an Marihuana zu kommen. Die Dealer, die wir kannten, waren genauso halbstarke Jugendliche wie wir. Klassischerweise, um nicht von der Polizei erkannt zu werden, kaufte man am Handy und fragte: "Hast du zehn Minuten Zeit?". Damit war Gras im Wert von zehn Euro gemeint. Bei einem Bekannten von mir musste ich in Äpfeln bestellen (1 Gramm = 1 Apfel) – er wurde dann später mit 2000 Äpfeln beziehungsweise 2kg Marihuana erwischt.

Das Kiffen tat mir auf Dauer nicht gut. Das merkte ich schnell. Trotzdem konsumierte ich immer mehr. Schleichend ist man an dem Punkt, an dem man fast täglich kifft. Ich hatte keine Lachanfälle mehr, verfing mich in kruden Denkschleifen und bekam nur noch Hunger und Herzrasen.

Ähnliche Geschichten habe ich zuhauf gehört, aber so richtig aufhören wollte keiner und wenn es mal jemand für einen Monat durchgehalten hatte, bekam jene:r ein anerkennendes "Unnormal!" zu hören.

Es gibt unglaublich viele Wörter und Praktiken in Bezug auf Cannabis. Allein für "Joint" oder "kiffen" sind unzählige Synonyme im Umlauf, die nochmals von Gruppe zu Gruppe variieren. Dazu wird der Konsum in Musiktexten und Filmen oft idealisiert. Kiffen war für mich identitätsstiftend.

Auf verschiedene Arten einen Joint zu drehen, darüber in einer bestimmten Sprache zu reden, Headshots zu verteilen, Preiskurse verschiedener Dealer zu besprechen, die Legalisierung von Gras zu fordern, einen Joint im Kreis gehen zu lassen machte Spaß - der Rausch war sehr schnell nicht mehr das Entscheidende.

In meinem engeren Freundeskreis hörten wir viel Deutschrap. Unter anderem die 257ers, die Drogen ganz bewusst auf ironische Art glorifizieren.

Es war normal und geradezu cool, Drogen zu nehmen, nichts auf die Reihe zu bekommen - einfach nur abgefuckt zu sein. "Man kann auch Bier ohne Spaß haben!" Natürlich war auch das mit einem Augenzwinkern gemeint, aber langsam verlor sich dieser ironische Zug. Eines Abends, nachdem wir einen Joint geraucht hatten, lief einer meiner Freunde gelb an und konnte sich nicht mehr bewegen, alle anderen verschwanden auf dem Balkon und übergaben sich. Wir fanden das witzig. Nach einer Party im "Favela" tranken ich und ein Freund noch weiter mit ein paar Obdachlosen, die sich in den Osmo-Hallen behelfsmäßig ein Bettenlager zusammengebaut hatten. Ein andermal hatten wir kein Gras mehr und suchten aus dem Aschenbecher die letzten Krümel zusammen. Da wir nicht genug fanden, fragten wir ein paar Junkies auf dem Bremer Platz. In der Berufsschule war ich teilweise nicht mehr imstande Antworten zu formulieren, weil ich die Nacht durchgefeiert hatte. Zudem gab es Phasen, in denen ich mich ständig übergab. Wir machten eine Art Spiel daraus, indem man versuchte dabei zu rappen (das nannte sich "Überrap"). Und allmählich kannte ich die Stammkunden der Mocambo-Bar und sie mich.

Wir haben alle mit unseren Feier- und Drogengeschichten kokettiert und Saufen und Kiffen waren fast darauf ausgelegt, mehr Geschichten erzählen zu können.

Gras vertrug ich nur noch gut in Kombination mit Alkohol, trotzdem konsumierte ich weiter – es musste irgendwann wieder einen guten Trip geben. Plötzlich bekam ich bekifft im Supermarkt eine Panikattacke und darauf folgten viele weitere Angstattacken. Der Spaß hörte ab diesem Zeitpunkt auf, auch wenn ich das nicht begreifen wollte. Ich rauchte kein Gras mehr, aber die Ängste blieben.

Gras war zwar raus, dafür probierte ich mit ein paar Freunden chemische Drogen. Ecstasy setzt plötzlich und sehr unerwartet ein. Bei mir knallte es jedes Mal und ich hatte das Gefühl, von innen zu explodieren. Gute Freunde von mir rollten sich filmreif in Ekstase Grashügel hinunter und umarmten Bäume. Mein Umkreis diskutierte viel über die chemischen Prozesse im Gehirn. Begriffe wie "GABA-Werte" und "Oxytozin" flogen durch die Luft. Das Risiko der Drogen wurde rational unter Zuhilfenahme von biochemischem Halbwissen heruntergebrochen und verharmlost. Ich bekam auf Ecstasy noch schlimmere Panikattacken.

Vor allem Cannabis und Alkohol waren Zentrum meines sozialen Umfelds. Nüchtern fühlte ich mich immer mehr fremd in diesen Gruppen. Da war schon lange nichts mehr magisch. Verkatert war ich ein Häufchen Elend. Ich hatte sicherlich ein paar meiner schönsten und verrücktesten Abende und Nächte unter Drogeneinfluss, aber auch die schrecklichsten Momente meines Lebens am Tag darauf. Es gibt viele Menschen, die deutlich mehr konsumiert haben als ich, ich habe meinen Konsum als leicht überdurchschnittlich empfunden. Alle um mich herum waren ähnlich, so mein Gefühl. Mein Umgang der letzten 13 Jahre wirkt im Lichte dieses Textes jedoch katastrophal. War das alles noch normal? Für mich fühlte es sich sehr lange so an und vielleicht zum Teil immer noch. So normal wie eine Orientierungswoche, die sich hauptsächlich an Alkohol orientiert, so normal wie der Joint, der auf der Hausparty herumgereicht wird, oder so normal wie das Oktoberfest im September.

Der Bremer Platz

Eine Bestandsaufnahme. Im Gespräch mit Ralf Gerlach von Indro e.V.

Der Bremer Platz: für die einen ein Schandfleck, für die anderen der Lebensmittelpunkt.

Laut Schätzungen von Indro e.V. und Städtischer Drogenhilfe wird die Grünfläche hinter dem Bahnhof täglich von 200 bis 250 Drogenabhängigen zu unterschiedlichen Zeiten frequentiert, meist 40 bis 80 Personen davon gleichzeitig. Die Szene am Bremer Platz stellt dabei nur einen Bruchteil der Konsumierenden dar. Die tatsächliche Zahl der Opiat- und Kokainkonsumierenden in Münster vermutet Indro e.V. im Bereich von 1000 bis 1300 Personen. Der Bremer Platz selbst nimmt dabei im Leben der Szenemitglieder einen unterschiedlichen Stellenwert ein, wie aus einer Szenebefragung von Indro e.V. im August 2019 hervorgeht. Die darin befragten 63 Personen, davon 46 Männer und 17 Frauen, entsprechen einem repräsentativen Querschnitt der ansässigen Drogenszene, unter anderem auch dem szenetypischen Geschlechterverhältnis von circa 3:1. Auch die Altersverteilung sei laut Bericht üblich: "64% der Szenezugehörigen sind zwischen 36 und 55 Jahre alt, der Anteil der jüngeren Konsumenten ist gering". Unter ihnen gilt der Bremer Platz vor allem als "gelebter Sozialraum", der die Rolle eines "zweiten Zuhauses" zur "Pflege sozialer Kontakte" und "Gemeinschaft" erfüllt. Erst an zweiter Stelle dient er "Drogenkauf/Substanzbeschaffung". Zahlen heißt das: Drogenkauf und soziale Kontakte sind mit 58,7% bzw. 57,1% nahezu gleichwertig, gefolgt von Drogenkonsum mit ca. 50%.[1]

[1] Im Rahmen dieser Aufstellung betont *Indro e.V.* jedoch, dass die Zahlen nicht mehr als eine Momentaufnahme eines dynamischen Gebildes darstellen und von Generalisierungen abzusehen ist. Bestenfalls ließen sich Dunkelziffern erahnen.e

Niedrigschwellige Drogenhilfe als Erfolgskonzept

Indro e.V. ist eine niedrigschwelliges Drogenhilfezentrum, das 1991 aus dem Forschungsprojekt "Kontrollierter Gebrauch illegaler Drogen und Selbstheilung" entstanden ist. Es bietet eine umfassende Angebotspalette Kontaktladen, psychosoziale an: Beratung/Betreuung, Ambulant Betreutes Wohnen, Migrantenprojekt, aufsuchende Arbeit und mobile Spritzenentsorgung sowie Drogentherapeutische Ambulanz mit integriertem Drogenkonsumraum. Dies ist der einzige Raum, in dem Abhängige legal und unter hygienischen Bedingungen ihre selbst mitgebrachten Drogen konsumieren dürfen, ohne Angst, dabei beobachtet oder überrascht zu werden eine enorme Entlastung für die Nutzer:innen.

Neben dem Spritzentauschprogramm stellt er die größte Entlastung für den öffentlichen Raum dar. Spritzen können zum Selbstkostenpreis erworben und entsorgt werden. "2018 waren es annähernd 16.500 Konsumvorgänge, die im Drogenkonsumraum, also nicht im öffentlichen Raum stattfanden", sagt Ralf Gerlach, Leiter von Indro e.V., "2019 erwarten wir etwa 20.000 Konsumvorgänge." Das Spritzentauschprojekt, welches Spritzenautomaten am Bremer Platz und in Kinderhaus umfasst, wird nach eigenen Angaben sehr effektiv umgesetzt: In einer Woche im April 2019 wurden 2000 Spritzen getauscht und sachgerecht entsorgt. Jährlich sind es ungefähr 120.000 Spritzen, die nicht im öffentlichen Raum wiedergefunden werden. So wird auch das Ansteckungsrisiko mit HIV und Hepatitis B und C sowohl für die Konsumenten als auch die Mitbürger:innen minimiert.

"In erster Linie geht es hier nicht um Abstinenz, sondern ums Überleben."

Das umfangreiche Angebot von Indro richtet sich an Konsumenten illegalisierter, primär "harter Drogen", wie Opiaten, Kokain und Amphetaminen, Substituierte und Ex-User:innen. Die Stadt mag den Drogenkonsumraum eher ordnungspolitisch sehen. Indro möchte die Rettungswahrscheinlichkeit bei Überdosierungen vergrößern. "Wir hatten noch keinen einzigen Todesfall hier und auch nicht in den 25 anderen Konsumräumen deutschlandweit." Auch geht es darum selbstverantwortlichen, hygienischen und kontrollierten Konsum zu ermöglichen. Dafür betreibt Indro Aufklärungsarbeit zu Safer Use-Techniken vor allem in Bezug auf risikoärmere Konsumformen. Es gibt klare Hausregeln, die zur Benutzung des unterschrieben Drogenkonsumraumes müssen: Jegliche Konsum-Utensilien dürfen nicht geteilt werden. Dazu werden von Indro Spritzen, Folien und weiteres Zubehör bereitgestellt, unter anderem in Form eines kostenfreien Safer Use-Sets zum intravenösen Gebrauch. Mitgeführte Drogen dienen ausschließlich dem Eigenverbrauch und werden einer Sichtkontrolle unterzogen. Teilen ist nicht erlaubt, um Dealen vorzubeugen. Hehlerei wird ebenso nicht gestattet. Befürchtungen der Entstehung eines Szeneablegers vor dem Eingang wurden nicht bestätigt. Das Ergebnis: 52,4% der Szenemitglieder nutzen den Drogenkonsumraum bei Indro, 39,7% konsumieren auch auf dem Bremer Platz, weitere 41,3% zudem im privaten Raum (Mehrfachnennungen möglich). Hauptgrund zur Nichtnutzung des Drogenkonsumraumes scheinen die Öffnungszeiten der Hilfseinrichtung zu sein, die nur werktags und tagsüber geöffnet hat. Außerdem ist für manche Konsument:innen der Konsumdruck zu hoch oder die Warteschlange vor der Einrichtung zu lang.

Trotzdem nehmen die Konsumvorgänge in der Drogenhilfeeinrichtung zu. Zwischen 50 und 80 am Tag sind es - die meisten davon Opiat-bezogen (63%). Im Vergleich dazu steigt der Kokaingebrauch jedoch seit mehreren Jahren an (26%), dicht gefolgt von Heroin-Kokain-Cocktails mit 11,36%. Amphetamine und Benzodiazepine sind nur noch gering vertreten. Das größte Gesundheitsrisiko stellt allerdings der Mischkonsum mehrerer Substanzen dar, vor allem mit Alkohol. Auch Indros Aufklärung über risikoärmere Konsumformen zeigt Wirkung: Die absoluten Zahlen des intravenösen Heroingebrauchs im Drogenkonsumraum wachsen an, gleichzeitig nimmt aber auch der inhalative Konsum im Vergleich zu den Vorjahren zu, überwiegend unter Männern.

Auch nach eigener Angabe hat sich der Konsumalltag mit der Nutzung der Indro-Angebote verändert: "Ich rauche und spritze weniger als früher" und "Ich benutze keine Nadel mehrmals", gaben Drogenkonsumraumnutzer:innen auf Nachfrage Indros an. 21 Befragte gaben an, mehr auf Hygiene zu achten, 18, über Infektionsprophylaxe nachzudenken. Dass durch die Konsumraumnutzung eine Steigerung des eigenen Konsums entstanden wäre, konnten alle verneinen: Sieben Personen bemerkten sogar einen Konsumrückgang.

Kontrollierte Nutzung vor Abstinenz

Das Selbstbestimmungsrecht der Konsumraumnutzer:innen steht an erster Stelle: Intensität, Richtungsverlauf und Verbindlichkeit von Unterstützungsleistungen werden an individuelle Bedürfnisse und ohne Vorbedingungen angepasst. Indros "akzeptanzorientierter Ansatz" möchte entmündigenden und stigmatisierenden Hilfsansätzen etwas entgegensetzen: Jeder soll das Recht haben, über den für sie:ihn geeigneten Weg (mit und ohne Drogen) selbst zu bestimmen. Eine Entwöhnungstherapie oder Substitutionsbehandlung wird also nicht vorgeschrieben, sondern nur auf Wunsch vermittelt. "Auch wenn die Erfolgsquoten von Entwöhnungs- und Substitutionstherapien hinsichtlich Abstinenz gleichermaßen gering sind, unterstützen wir selbstverständlich Abstinenzwünsche unserer Klient:innen." Derzeit sind circa 40% der Szenemitglieder nicht oder nicht mehr in einer Substitutionstherapie. "Trotz aller sichtbaren Verelendung", sagt Gerlach, "gibt es auch sehr viele Menschen, die ohne professionelle Hilfe aussteigen, wie in unserem damaligen Forschungsprojekt auch nachgewiesen wurde. Genauso wie viele Menschen sagen: ,Ab morgen rauch ich nicht mehr' - fertig. Und ich denke auch, es sind mehr, die es auf diesem Weg schaffen, als durch professionelle Hilfe. Dieses ,Einmal Junkie, immer Junkie' trifft einfach nicht zu."

"Es kreisen so viele Mythen durch die Gegend. Zum Beispiel auch: <<wenn man einmal konsumiert, dann wird man gleich abhängig.>> Das dauert schon eine Weile, bis man im klassischen Sinne abhängig wird."

Unser Gründungs-Forschungsprojekt ist bis heute das einzige, das sich mit der kontrollierten Nutzung harter Drogen befasst hat, so Gerlach. Darin wurde klar nachgewiesen, dass es Menschen gibt, die im klassischen Sinne von Substanzen wie Heroin und Kokain abhängig sind, das aber kontrollieren können – "Ohne gesundheitliche, soziale, finanzielle Verelendung, ein völlig normales Leben führen."

"Statt Projekten zum verantwortungsbewussten Umgang gibt es Präventionsprojekte en masse. Das hat doch alles kaum etwas gebracht. Die Zahlen der Einsteiger sind doch immer gleich geblieben. Opium gab es als Freizeitdroge schon bei den Ägyptern. Die Nachfrage wird immer da sein. Selbst in der Tierwelt ist das so. Rausch ist eben ein Grundbedürfnis, das man auch mit strengsten Gesetzen nicht auslöschen kann."

Sieht man sich Drogen innerhalb der Gefahrenauflistung für Konsument:innen und fremde Dritte an, sind die legalisierten Drogen, also Nikotin und Alkohol, ganz oben. "Opiate bewirken in Reinform - im Gegensatz zu Alkohol, Nikotin und einer Vielzahl an täglich millionenfach verwendeten Medikamenten keine Organschäden, sie erzeugen vielleicht Verstopfung und etwas Libidoverlust." Doch sie erzeugen Abhängigkeit. "Na und?", meint Gerlach, "richtig dosiert kannst du ein ganz normales Leben führen und wirst so alt wie jeder andere auch. Man entwickelt eine Toleranz, bei der man Autofahren kann, Maschinen bedienen und komplexen Tätigkeiten nachgehen kann. Auch Schmerzpatient:innen belegen dies. Wichtig ist ein stabiles soziales und berufliches Umfeld."

Wo also liegt die Gefahr?

Die Gefährlichkeit des Opiatkonsums resultiert aus der Streckung des auf dem Schwarzmarkt gehandelten Stoffs. Was auf der Szene gehandelt wird, hat oftmals nur noch 5% Reinheitsgehalt. Von der Kombination der unbekannten Strecksubstanzen geht eine enorme gesundheitliche Gefahr aus. Ist das Gekaufte dann doch reiner als gewohnt, besteht ein hohes Risiko der Überdosierung. Diese Probleme bestünden nicht, wenn man den Reinheitsgehalt kontrollieren könnte. Eine Diamorphinambulanz, wie sie in Münster bald entstehen soll, könnte dies gewährleisten. Dabei wird Diamorphin, umgangssprachlich Heroin, ärztlich verschrieben. Das wäre ein Paradigmenwechsel von Süchtigen zu Kranken.

Ein Schritt Richtung Entkriminalisierung von Drogenabhängigen. Da in Deutschland das Legalitätsprinzip greift, müssen Beamte bei Fund einer illegalisierten Substanz Strafanzeige stellen. Bei geringen Mengen kann die Staatsanwaltschaft aber von Strafverfolgung absehen. Besser wäre ein Opportunitätsprinzip wie in den Niederlanden, bei dem die Polizei selbst vor Ort entscheiden kann, ob Strafanzeige erstattet wird. "Es geht um die Frage, ist das jetzt gesellschaftlich relevant oder trägt das nur zur Stigmatisierung und Kriminalisierung bei."

Polizeiarbeit eher kontraproduktiv

Generell bezweifelt Gerlach die Effizienz der Polizeiaktivitäten. "Es kommt so viel rein wie nie zuvor, es ist so billig wie nie zuvor." Selbst wenn Dealer festgenommen und bestenfalls große Mengen an illegalen Substanzen beschlagnahmt werden können, kann die Polizei weder Drogenhandel noch Konsum maßgeblich beeinflussen. "Am nächsten Tag steht da einfach ein anderer. Das ist ein Kampf gegen Windmühlen." Polizeiaktivitäten bewirken meist nur eines: Szene (selbst) verdrängung. Auch am Bremer Platz hat diese bereits eingesetzt. Durch die Umgestaltung der Bahnhof-Ostseite und die Umleitung der Straße musste die Grünfläche schrumpfen und der Sichtschutz verschwand. Das Resultat: Szenemitglieder fühlen sich von Mitbürger:innen und Polizei beobachtet, vermehrte Streifen und Razzien treiben sie in die angrenzenden Straßen. Zum Dealen und Konsumieren, denn zum Beispiel zum Heroin-Rauchen fehlt auf der Grünfläche nun der Windschutz. Auch scheinen vermehrte polizeiliche Aktivitäten mit mehr szeneinternen Todesfällen einherzugehen. "Die Leute werden nervöser und überdosieren. Die Kontrollen ändern ja nichts an der Beschaffungskriminalität und am Konsum." Die Prohibition bewirkt also genau das Gegenteil von dem, was sie bewirken will. Denn die Kriminalisierung führt überhaupt erst zur Szenebildung, weil es Abhängigen verunmöglicht wird, ein normales Leben zu führen. Das sind prägende gesellschaftliche Bedingungen für den Alltag drogenbrauchender Menschen, sagt Gerlach. Zum Beispiel im Bezug auf die Wohnungssituation: rund 40% der Szenemitglieder in Münster sind wohnungslos, eine Vermittlung durch Indro gestaltet sich auf dem ohnehin prekären Mietmarkt Münsters schwierig. "Die Behörden versagen, man kriminalisiert die Leute, das führt zu sozialer, körperlicher, psychischer Verelendung."



Ralf Gerlach

Ist Diplom Pädagoge und leitet seit 2019 das niedrigschwellige Drogenhilfezentrum Indro e.V. in Münster.

Er gehörte schon zu den Gründungsmitgliedern.

Jahresberichte und Publikationen stehen online zur Verfügung: https://indro-online.de/

Der Verein bietet Orientierungspraktika und Praktikumssemester an

"Letztendlich geht es um eine Legalisierung",

sagt Ralf Gerlach. Man könne die Reinheit kontrollieren, intensive sachliche Aufklärung betreiben, Polizei- und Justizapparat würden entlastet und könnten sich effektiver um ihre originären Aufgaben der Verbrechensbekämpfung kümmern. Staatlich kontrolliert natürlich, wie bei legalen Stoffen oder dem Lebensmittelgesetz. Damit würden sowohl die Beschaffungskriminalität und kriminelle Verkaufsstrukturen als auch die gesundheitliche Gefahr, die von verunreinigten Substanzen ausgeht, wegfallen. Ähnlich wie bei Nikotin könnte auch eine Steuer erhoben und reinvestiert werden. Etwaige Modelle gibt es schon seit 1990. Man könnte viel besser und entspannter aufklären, dann weiß jeder Bescheid, auf welche Risiken er:sie sich beim Konsumieren einlässt.

Heute könne man im öffentlichen Diskurs offen über Legalisierungsansätze sprechen, urteilt Gerlach - was auch selbst innerhalb von Polizei und Justiz geschähe - aber mangels umfassender Handlungsvorgaben werden Probleme wie der Reinheitsgrad stattdessen eben in kleinem Rahmen "gelöst". Es gibt bereits vermehrt Angebote im Partydrogenbereich, mithilfe derer Substanzen vor dem Konsum getestet werden können. In Berlin soll nun ein von der Stadt gefördertes Drug-Checking Pilotprojekt starten. "Dass man sogar Drug-Checking Projekte an den Start bringen muss, ist auch eine Folge der Prohibition", kritisiert Gerlach. Die Not ist also da, man könnte es auch einfacher haben.

Wir gehen dahin,

Interview mit Dr. Thorsten Jeck, Erster Vorsitzender des eve&rave Münster e.V.

Von Jane Knispel

Der Hawerkamp - die Mehrheit der Studierenden hat hier schon einmal die Nacht zum Tag gemacht. Vielleicht ist dem einen oder der anderen hierbei auch schon einer der farbenfrohen eve&rave Münster Infostände aufgefallen. Im Gegensatz zu anderen Drogenpräventionsvereinen richtet sich eve&rave Münster vor allem an die Konsument:innen. Sie klären direkt vor Ort auf, um einen reflektierten und bewussten Drogenkonsum zu fördern.

SSP: Wie hat das mit eve&rave Münster überhaupt angefangen?

Dr. Thorsten Jeck: 1996 hat ein damaliger Kommilitone von mir eveerave Münster noch als Projektstelle der AIDS-Hilfe Münster gegründet. Da ich vor meinem Studium schon als DJ tätig war und so auf Partys auch mit mehreren Drogenkonsumenten:innen in Kontakt war, kamen wir darüber ins Gespräch. Er hat mich dann gefragt, ob ich nicht Lust hätte bei eveerave Münster mitzumachen. Wir waren zu dem Zeitpunkt eine Gruppe von gerade mal drei, vier Leuten und hatten vor allem Infostände im Fusion und im Cosmic Club am Hawerkamp. Schon ein Jahr später waren wir dann auf Großveranstaltungen wie der Mayday [1] in Dortmund. Aufgrund dieser rasanten Expansion zogen wir um die Jahrtausendwende mit unseren Büros in die Drogenhilfe Münster um, wo wir auch heute noch sind.

SSP: Was sind die zentralen Aufgaben eures Vereins?

Dr. Thorsten Jeck: Die Infostände sind der absolute Schwerpunkt, damit wird man in erster Linie auch sichtbar nach außen. Die Organisation ist dabei über die Jahre leider immer komplizierter geworden, da man heutzutage häufig nicht mehr mit dem Clubbesitzer, sondern dem jeweiligen Veranstalter kommunizieren muss. Außerdem haben wir immer noch ein relativ kleines Team, wobei viele auch nur noch passiv dabei sind. Deutschlandweit sind wir circa 30 Leute, in Münster etwa 20. Der Großteil davon sind Studierende, welche vor allem während der Klausurenphasen eher weniger Zeit für ehrenamtliche Arbeit haben. Daher schwankt die Anzahl unserer jährlichen Infostände immer sehr stark. Trotzdem waren wir letztes Jahr unter anderem auf Veranstaltungen im Triptychon, im Conny Kramer oder der Sputnikhalle am Hawerkamp vertreten. An der FH Münster hatten wir

ebenfalls in den letzten Jahren öfters Infostände zum Thema Neuro-Enhancement, umgangssprachlich Hirn-Doping, im Studium. Wir bieten zusätzlich auch Informationsveranstaltungen an. Dies jedoch nur auf Anfrage. Oft sind das eher kleinere Veranstalter, welche in erster Linie lernen wollen, wie man Partys plant, ohne dass auf diesen massig Drogen konsumiert werden. Außerdem halten wir in verschiedenen Fahrschulen in Münster Vorträge zum Thema Drogen im Straßenverkehr.

SSP: Inwiefern ist eve&rave Münster auch überregional tätig?

Dr. Thorsten Jeck: Vor allem in den Sommermonaten sind wir vermehrt auf deutschlandweiten Technoveranstaltungen wie der Mayday, der Nature One oder der Ruhr-in-Love mit unseren Infoständen vertreten. Was die Öffentlichkeit eher weniger mitbekommt ist, dass wir zum Beispiel auch Mitglied eines deutsch-französischen Forschungsprojektverbunds sind. In Kooperation mit der Universität Frankfurt, der Polizei Frankfurt, Hamburg, Straßburg und Paris und noch vielen weiteren Institutionen soll untersucht werden, wie sich Drogenkonsum auf das Sicherheitsgefühl der Bürger:innen in den jeweiligen Städten auswirkt. Ein weiteres größeres Projekt startet Anfang nächsten Jahres für uns. In Kooperation mit dem Institut für Therapieforschung in München wollen wir mit Tablets an unseren Infoständen herausfinden, wie weit der Konsum von neuen psychoaktiven Substanzen^[2] in der Partyszene verbreitet ist. Des Weiteren wollen wir in Kooperation mit anderen Drogenpräventionsprojekten unsere Infostände mit zusätzlichen Betreuungsmöglichkeiten ausrüsten. Dies ist jedoch logistisch sehr aufwendig, da wir hierfür zwischen 20 und 30 Mitarbeiter:innen benötigen. Trotzdem konnten wir dieses Projekt in diesem Jahr bereits auf dem Waldfrieden Wonderland Festival umsetzen.

wo es wehtut.

SSP: Was genau unterscheidet euer Konzept von klassischen Drogenberatungsstellen?

Dr. Thorsten Jeck: Wir gehen dahin, wo es wehtut. Da wo die klassischen Drogenberatungsstellen sich eher nicht blicken lassen. Wir sind nachts am Wochenende in den Clubs unterwegs und versuchen dort hauptsächlich die bereits Konsumierenden zu erreichen. In erster Linie wollen wir Schadensminderung betreiben, indem wir die Konsument:innen dazu anregen wollen, ihren Konsum zu überdenken und zu reflektieren. Außerdem gibt es bei uns zwischen den Mitgliedern und den Konsument:innen keine Barrieren, vor allem da wir keine staatliche Institution sind. Trotzdem fungieren wir vor allem auch als Schnittstelle zwischen den Konsument:innen und weiteren Drogenhilfeinstitutionen in Münster. Wir bieten also auch selbst Hilfe an, vor allem in Form von Informationen, leiten die Konsumenten:innen bei Bedarf aber auch weiter an beispielsweise Therapiezentren oder andere Drogenberatungsstellen.

SSP: Wie wird auf euren Verein reagiert? Habt ihr mit vielen Vorurteilen und Anfeindungen zu kämpfen?

Dr. Thorsten Jeck: Ich mach das jetzt seit 23 Jahren und habe noch nie eine Anfeindung erlebt, noch nie. Wir stoßen eigentlich durchweg auf offene Ohren. Des Öfteren kommt es vor, dass völlig aufgelöste Eltern anrufen, weil sie zum Beispiel beim Waschen ein Tütchen in der Hosentasche ihres Kindes gefunden haben. Diese versucht man dann zu beruhigen und erklärt ihnen, dass das alles halb so wild ist, solange der Konsum gemäßigt abläuft. Die meisten sind dann sehr froh, dass es uns gibt.

SSP: Inwiefern hat sich die Stellung von Drogen in der Gesellschaft verändert?

Dr. Thorsten Jeck: Drogen sind mittlerweile omnipräsent. Das kann man gut oder schlecht finden, aber so ist es nun eben. Drogenkonsum ist eine Phase des Erwachsenwerdens, wie Alkohol in den 70er Jahren, ist es in den 2000ern zu Rauschmitteln gekippt. Das ist ein Adoleszenzeffekt, den man nicht unterbinden kann. Auch von größeren Institutionen, wie zum Beispiel der Polizei, bekommen wir immer wieder Zuspruch für unsere Arbeit.

Jedoch ist es durch die rechtliche Lage in Deutschland immer noch sehr schwer, wenn nicht sogar unmöglich, Drogen

genauer auf ihre Inhaltsstoffe und deren Konzentration testen zu lassen. Zwar gibt es derzeit in Berlin wieder einmal ein Drugchecking-Pilotprojekt, jedoch ist der Ausgang beziehungsweise die Weiterführung und Ausdehnung auf ganz Deutschland ungewiss.

SSP: Was würdest du dir für die Zukunft von eve&rave Münster wünschen?

Dr. Thorsten Jeck: Die Drogenprävention wird immer noch als Teil des Schmuddel Milieus angesehen, daher sind vor allem Firmen und Unternehmen davon abgeneigt ihr Geld in Vereine wie unseren zu investieren. Es hört sich nun mal besser an zu sagen, dass man in einen Ruderclub und nicht in einen Drogenpräventionsverein investiert. Trotzdem wäre es schön, wenn wir in Zukunft die Möglichkeit hätten, mehr in unserer Logistik und vor allem in den Transport zu investieren. Jedoch sind wir auch nicht bereit jedes Geld anzunehmen, wir wollen uns nicht in unsere Arbeit reinreden lassen. Geld ist willkommen, aber nur mit der Auflage, dass der Geldgeber keine unangemessenen Forderungen an uns stellt. Wir wollen frei in unserem Tun sein. Außerdem würde ich mich freuen, wenn noch mehr Studierende, die sich im Nachtleben auskennen (oder sogar als DJ:anes, Veranstalter:innen, Journalist:innen oder Blogger:innen aktiv sind) und durch ihr Studium schon ein gewisses Vorwissen mitbringen (zum Beispiel aus den Bereichen Naturwissenschaften, Pharmakologie, Medizin, Jura, Sozial- und Erziehungswissenschaften, Psychologie oder Journalismus), Zeit und Lust hätten, sich bei uns ehrenamtlich zu engagieren. Aber durch den Bologna-Prozess haben Studenten ja leider immer weniger Zeit für solche Projekte.

^[1] Die Mayday ist eine Technoveranstaltung, welche jedes Jahr in der Westfalenhalle in Dortmund stattfindet. Sie gilt als der größte Indoor-Rave Deutschlands.

^[2] Mehr Informationen dazu findet ihr im Drogen ABC unter eve&rave.de

Rauchen, :
Kiffen, Saufen, Saufen, Schmeißen

Im Supermarktregal, im Automaten vor der Haustür oder beim Dealer des Vertrauens - Drogen sind mittlerweile wortwörtlich an jeder Straßenecke zu bekommen, egal ob legal oder illegal. Eine Übersicht über Deutschlands Drogentrends.

Von Jane Knispel

ALKOHOL

Laut Bundesregierung ist der generelle Alkoholkonsum in Deutschland in den letzten Jahren deutlich zurückgegangen, jedoch gehört Deutschland immer noch zu den Hochkonsumländern. Das Alkohol anscheinend ein fester Bestandteil unseres Alltags ist, lässt sich daran erkennen, dass 2016 fast 95 Prozent der 18 bis 25-Jährigen angaben schon einmal Alkohol konsumiert zu haben und gut 70 Prozent gaben zusätzlich an auch in den letzten 30 Tagen Alkohol konsumiert zu haben. Somit ist Alkohol mit Abstand die am Meisten konsumierte Droge. Der Trend zeigt das Bier weiterhin das am meisten konsumierte alkoholische Getränk ist. Im Vergleich mit der Europäischen Union wird nur in Belgien, Österreich, Polen und Tschechien mehr Bier getrunken als in Deutschland (stand 2017).



Tabak ist in Form von Zigaretten, laut des Drogen- und Suchtberichtes der Bundesregierung aus 2018, nach Alkohol die am zweithäufigkonsumierte Droge Deutschland. Außerdem gilt Tabak in Deutschland als legales Genussmittel. 2016 gab gut ein Drittel der 18 bis 25-Jährigen an derzeitig zu rauchen. Ebenfalls ein Drittel gaben an schon einmal geraucht zu haben, derzeitig jedoch keine Zigaretten zu konsumieren. Generell lässt sich in den letzten aber ein deutlicher Rückgang der Raucherquote erkennen. Kritisiert wird hier aber vor allem Werbung für Zigaretten. "Glücklich, attraktiv und entspannt durch Rauchen" der Perspektivenwechsel von Warenproduzent auf Konsumenten und Konsumentinnen solle einer der primären Ursachen dafür sein, dass sich das Rauchen immer weiter zu einem Lifestyle entwickelt. In den letzten Jahren gab es aufgrund dessen immer wieder neue Reglementierungen auf dieser Ebene.

NIKOTIŃ

Angeber-Wissen: Auf Insekten wirkt das im Tabak enthaltene Nikotin als starkes Nervengift, deshalb wurde es früher auch als Insektizid verwendet.

Cannabis gehört zu den am meisten konsumierten illegalen Drogen in Deutschland, gut 30 Prozent der 18 bis 59-Jährigen gaben 2015 an schon einmal Cannabis konsumiert zu haben (Drogen- und Suchtbericht 2018). Über eine Legalisierung, wie beispielweise in den Niederlanden, wird immer wieder viel diskutiert. 2017 traten zunächst Gesetze zur Änderung betäubungsmittelrechtlicher Vorschriften in Kraft, um den Einsatz von Cannabis als Therapiealternative bei schwer-Erkrankungen wiegenden Einzelfällen zu ermöglichen. Jedoch ist Cannabis kein legales Genussmittel. Ein großes Problem stellt momentan der steigende Wirkstoffgehalt bei Cannabis dar. In den 90ern lag der THC Gehalt noch bei durchschnittlich Prozent. während er heute auf gut 13 Prozent angestiegen ist.

Ecstasy ist im Vergleich nach Cannabis zwar die am zweithäufigsten konsumierte illegale Droge in Deutschland, jedoch wird diese wesentlich seltener konsumiert. Nur rund 4 Prozent der 18 bis 25-Jährigen gaben an schon einmal Ecstasy konsumiert zu haben, davon nur 2 Prozent in den letzten 12 Monaten (stand 2015). Den Namen Ecstasy bekam der eigentliche Wirkstoff MDMA durch seine ekstatische Wirkung. Heutzutage wird bezeichnet der Begriff Ecstasy jedoch eher eine Vielzahl an verschiedenen Pillen mit diversen Wirkstoffen.

Angeber-Wissen: 1953 testete die US-Armee MDMA vergeblich als "Psycho-Kampf-stoff" und "Wahrheitsdroge".

Erst neulich war ich wieder auf einer Party und musste feststellen, dass ich anders ticke als die meisten, wenn es um das Thema Alkohol geht. Während so gut wie alle bereits nach kurzer Zeit ziemlich "hacke" sind, fühle ich mich jedes Mal wie eine völlig neue Spezies: Homo sobrius, der nüchterne Mensch. Als wäre ich die Einzige, die noch ein Fünkchen Verstand besitzt – oder kann man jemanden ernst nehmen, der sich wie Tarzan um einen Laternenpfahl schwingt oder sich mit Curry-Gewürzketchup einschmiert, um anschließend stolz und mit Nachdruck zu verkünden: "Ich hab' Barbecue-Sauce auf meine Titties geschmiert!"?

Natürlich war das Ganze ziemlich amüsant, dennoch frage ich mich in solchen Momenten, wer gerade eigentlich durchs Raster fällt – ich oder die anderen. Bin ich einfach nur "verklemmt"? Es ist ja nichts dabei, ab und zu Alkohol zu trinken, aber muss man es immer gleich so übertreiben? Am Ende des Tages ist und bleibt Alkohol eine Droge, deren Wirkung man nicht unterschätzen sollte. Und wenn die eigene Grenze bei Null liegt – wen juckt's?

Offenbar eine ganze Menge Leute, die sich plötzlich Sorgen machen, weil du statt Bier oder Gin Tonic freiwillig Apfelschorle trinkst. Na und? Es mag schließlich auch nicht jeder Tomatensaft, oder? Mich nervt es, ständig das Gefühl zu haben, dass etwas mit mir nicht stimmt. Und anstatt meine Beweggründe zu hinterfragen, wird lediglich auf der Tatsache herumgeritten, dass ich (so gut wie) keinen Alkohol trinke: "Willst du auch?" "Nein, danke."

"Warum nicht? Trinkst du etwa keinen Alkohol?!" "Nee, nich so…" "Ach komm, nur einen Shot!"

Ein Musterbeispiel für alkoholische Belästigung – und dieser Vergleich ist (leider) nicht einmal weit hergeholt. Warum kann ein "Nein, danke" nicht einfach akzeptiert werden? Die Situation hat auf jeden Fall ein beschissenes Ende, denn es gibt genau zwei Möglichkeiten: Entweder lasse ich mich überreden und würge das Zeug runter, oder ich bleibe "hart" und werde als

NUCHTERN UNTER BETRUNKENEN

Gedanken einer Analkoholikerin

Von Lena Toschke

Spaßbremse abgestempelt. Dabei bin ich durchaus in der Lage, mich ohne Alkohol in eine Art Glücksrausch zu versetzen – Dopamin sei Dank. Vielleicht sollten die anderen mal ihre Hormone durchchecken lassen?

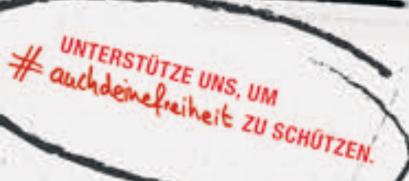
Jedenfalls führe ich noch viel zu häufig die Diskussion, ob man auch ohne Alkohol richtig Spaß haben kann – und bin jedes Mal frustriert, weil die Unterhaltung zu nichts führt, außer dass man mir mein Urteilsvermögen in Bezug auf meine eigene Wahrnehmung abspricht. Standardaussage: "Das ist doch nicht dasselbe." "Aber das ist doch 'ne rein subjektive Empfindung!" "Ist trotzdem nicht dasselbe." "Und worin besteht dann der Unterschied?" "Das merkst du, wenn du erstmal betrunken bist." "Und woran?!" "Du merkst es einfach."

Aha. Angesichts dessen stellt sich mir die Frage, ob jemand, der so argumentiert (oder besser gesagt: nicht argumentiert), vielleicht noch nie probiert hat, ohne Alkohol Spaß zu haben – und deshalb gar nicht wirklich weiß, wovon er redet. Das gleiche kann man andersherum natürlich auch von mir behaupten, allerdings kenne ich genug Personen, bei denen (zu viel) Alkohol regelmäßig zu depressiven Verstimmungen und einer damit verbundenen Identitätskrise führt. Fühlt man sich so Disco? Sicher nicht. Aber hey – Reflexion wird sowieso überbewertet, oder?

Ich muss zugeben: Ich habe schon öfter mit dem Gedanken gespielt, mich zu betrinken. Einfach nur, um herauszufinden, wie es ist – und ob sich der Kontrollverlust wirklich lohnt. Aber ernsthaft in Erwägung gezogen habe ich es dann doch nicht, auch wenn ich damit als (Achtung, Wortwitz!) Alkohol-Ex-pertin einen Beitrag zur Gleichstellung der Geschlechter leisten würde. Dabei sieht es in Sachen Alkohol eigentlich schon ganz gut aus: Am Ende hängen schließlich alle über der Kloschüssel.

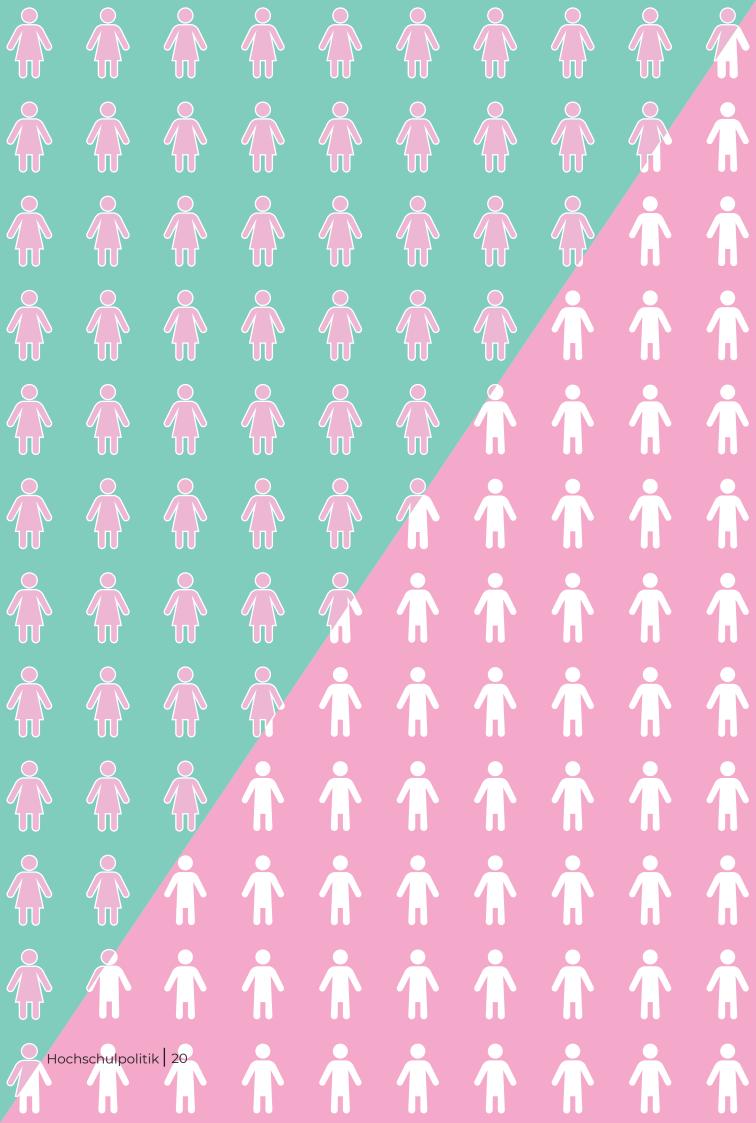
IN DER ZEITUNG STIMMT NUR DER WEITERBERICHT.

DAS WÄRE DEIN LEBEN OHNE PRESSEFREIHEIT.





WWW.REPORTER-OWNE-GRENZEN.DE/SPENDEN



Frauenquoten in Unigremien

Die Debatte um verpflichtende Quoten in (universitären) Gremien ist vermutlich älter, als jede Quotenregelung. Im Hochschulgesetz ist festgeschrieben, dass Gremien geschlechterparitätisch besetzt werden sollen und hiervon darf nur in Ausnahmefällen abgewichen werden. Damit soll eine gleichberechtigte Teilhabe von Frauen an Entscheidungsprozessen sichergestellt und die Repräsentation gefördert werden. Trotzdem sitzen in kaum einem Gremium an der WWU zur Hälfte Frauen. Über den Sinn und Unsinn von Quoten schreiben diesmal Stefanie Nagelsdiek, Albert Wenzel und Lars Nowak.

PRO von Stefanie Nagelsdiek und Albert Wenzel, Campusgrün

Es geht um Macht – auch an der Universität. Wie viele Institutionen in unserer Gesellschaft haben auch Universitäten ein massives Problem, Frauen in Führungspositionen zu bringen. Obwohl die Hälfte der Absolvent:innen Frauen sind, haben wir einen Frauenanteil von gut 27 Prozent unter den Professuren und nur zwei von fünfzehn Dekan:innen an unserer Uni sind weiblich. Um das zu ändern, müssen sich auch die Bedingungen ändern. Dazu braucht es auch mehr Repräsentation von Frauen in den Schaltstellen der Universität.

Ein Blick auf die bisherige Besetzung von Gremien der Universität Münster zeigt, dass sich schon etwas getan hat, so gibt es im Senat einen Frauenanteil von 47 Prozent. Wirft man aber einen Blick in die Senatskommissionen, wo viele Entscheidungen vorbereitet werden, dann sieht es deutlich schlechter aus: Nur die Gleichstellungskommission erreicht einen Frauenanteil von über 50 Prozent, die anderen liegen durchschnittlich bei einem Drittel Frauen. Deshalb braucht es hier eine Quote, die verbindliche Zahlen festsetzt.

Und Quoten funktionieren. In Österreich, wo 2009 eine 40-prozentige Quotierung für universitäre Gremien eingeführt wurde, hat sich in wenigen Jahren der Anteil von Frauen in den Rektoraten verdoppelt. Mittlerweile wurde die Quote sogar auf 50 Prozent erhöht. Hier zeigt sich: Quoten bringen den dringend nötigen Geschwindigkeitsschub bei der Parität.

Ja, manchmal wird es so nicht mehr möglich sein, Plätze mit dem Mann zu besetzen, der als Erster "Hier!" schreit. Wer schon etwas länger Politik macht, weiß: Diese Männer gibt es immer. Aber die Erfahrung zeigt, dass es auch den Gremien selbst gut tut, wenn dort nicht nur solche Menschen sitzen. Und auch bei Männern bedeutet mehr Konkurrenz im besten Fall eine bessere Besetzung.

Quoten beenden die jahrhundertealten Tradition an Universitäten, dass Entscheidungen im Wesentlichen von Männern getroffen werden. Wir finden, dass Frauen auch hier mindestens die Hälfte der Macht gehört! Erst wenn das der Fall ist, brauchen wir die Quote nicht mehr.

PROTEST von Lars Nowak, Die Liste

Quoten sind bequem; für beide Seiten. Die Gegner:innen können wettern, wie unnötig sie doch seien, die Befürworter:innen haben etwas "Handfestes" vorzuweisen und können sagen, dass sie etwas für die Gleichstellung tun. Momentan ist die geschlechterparitätische Besetzung von universitären Gremien durch das Hochschulgesetz vorgegeben. In bestimmten Fällen darf davon abgewichen werden. Das Problem besteht allerdings weniger darin, dass Frauen nicht in die Gremien kommen, sondern dass es nach wie vor zu wenig Professorinnen, Habilitandinnen und akademische Mitarbeiterinnen gibt. Dazu heißt es selbst heute teils noch, dass es eben dauere, bis es "oben" im System ankomme, dass mehr Frauen als Männer ein Studium beginnen. Doch es beginnen bereits seit drei Jahrzehnten etwa gleich viele Frauen wie Männer ein Studium und seit diesem Jahrtausend sogar tendenziell immer mehr Frauen. 2018 hier in Münster sogar 58 Prozent. Bei den Promotionen waren es hingegen nur 47,1 Prozent und bei den Habilitationen magere 22,4 Prozent. Es gibt 26,5 Prozent Professorinnen und bei den Neuberufungen 39,5 Prozent - wobei Frauen deutlich häufiger auf die schlechter bezahlten und ausgestatteten W2-Professuren berufen wurden.

Warum diese ganzen Zahlen? Es geht doch um die Frauenquote in den Gremien. Für mich ist sie leider zu oft ein Feigenblatt, um vom Versagen an anderer Stelle abzulenken. Dieses Versagen dokumentieren die Zahlen eindrücklich. Geht es in dem Tempo weiter, wird es frühestens in circa 40 Jahren Geschlechterparität bei den Professuren geben. Männern dient die Quote nicht selten als Ausrede, sich nicht selbst aktiv für Gleichstellung einsetzen zu müssen: "Frauen sitzen ja überall dabei, das ist deren Thema". Die Quote abzuschaffen oder neue einzuführen ist aber auch keine Lösung. Einerseits muss bei den Berufungsverfahren angesetzt werden. Das heißt: Mehr Expertise von außen holen und den ganzen Prozess geordneter gestalten. Zum anderen muss man endlich geeignete Maßnahmen finden, um die sogenannte gläserne Decke, die es für Frauen in ihren Karrieren gibt, zu zerschlagen.

"Ich mache" das aus Idealismus."

Interview mit den neuen AStA-Vorsitzenden Sara Movahedian und Liam Demmke

Von Lucy Kraft

Die vom Studierendenparlament neu gewählten Vorsitzenden des AStA, Sara Movahedian (CampusGrün) und Liam Demmke (Juso-Hochschulgruppe), haben sich unseren Fragen zu aktuellen Projekten und den Schwierigkeiten gestellt, die das Amt mit sich bringt.

SSP: Was sind eure Aufgaben als AStA-Vorsitz?

Sara Movahedian: Als Vorsitzende haben wir zum einen die Funktion die Studierendenschaft nach außen zu repräsentieren, etwa auf Senatssitzungen, bei Gesprächen mit dem Rektorat oder bei den im kommenden Jahr anstehenden Verhandlungen um das Semesterticket. Andererseits übernehmen wir organisatorische Aufgaben, vernetzen die AStA-Referate und versuchen ein entsprechend angenehmes Arbeitsumfeld zu gestalten, sodass die Referent:innen möglichst effizient an ihren Projekten arbeiten können.

Liam Demmke: Auch die Aufrechterhaltung der zahlreichen Service-Angebote des AStA wie die Druckerei, der Bulli-Verleih oder die Wohnbörse fällt in unseren Aufgabenbereich. Oftmals geht es auch darum, Leute zusammenzubringen, um Projekte erst einmal anzustoßen.

SSP: Worum genau geht es dem AStA eigentlich? Inwiefern setzt ihr euch als Vertretung der Studierendenschaft für die Ziele der jeweiligen Hochschullisten ein?

Liam Demmke: Natürlich geht es auch um die Umsetzung der Ziele, die schon in den Wahlprogrammen der Listen aufgeführt wurden. So wie eine Gewerkschaft die Interessen der Beschäftigten vertritt, vertritt der AStA die Interessen der über 45.000 Studierenden. Wir als Koalition stehen demnach für die Ziele ein, für die sich die Mehrheit der Studierenden bei den diesjährigen Wahlen entschieden hat.

Sara Movahedian: Natürlich stehen wir weiterhin für die Grundwerte unserer Listen ein, da eben diese ja auch mehrheitlich gewählt wurden. Ich habe zum Beispiel Anfang November an einer Podiumsdiskussion mit dem Schwerpunkt Green Office teilgenommen. Im politischen Diskurs setzen wir uns, anders als die Vertreter:innen anderer Listen, für die Beibehaltung des Semestertickets ein.

SSP: Wohin fließen die dem AStA zur Verfügung stehenden Gelder?

Liam Demmke: Die Gewährleistung von Verwaltungsstruktur und Serviceleistungen bedarf einer Finanzierung. Wie gesetzlich bestimmt, fördern wir neben der Interessenvertretung die politische Bildung und sorgen für ein weites Serviceangebot. Dafür erhält der AStA etwas mehr als $9 \in \text{vom Semesterbeitrag jedes Studierenden}$.

Sara Movahedian: Ich glaube, es ist von außen oft nicht ersichtlich, was hinter den Kulissen im Bereich des Personalmanagements koordiniert werden muss. Unsere thematischen Referate setzen sich bei Institutionen, wie der Uni oder dem Studierendenwerk, beispielsweise für eine Verbesserung der verwendeten Produkte in den Mensen ein.

SSP: An welchen Projekten arbeitet ihr gerade?

Sara Movahedian: Wie im Koalitionsvertrag festgeschrieben, wollen wir einen Lastenfahrrad-Verleih einrichten. Außerdem soll es im besten Fall schon nächstes Jahr ein Green Office geben, welches die gesamten Unistrukturen auf Nachhaltigkeit überprüft. Wie zügig und umfassend dieses Ziel nun umgesetzt wird, liegt allerdings nicht konkret in unserer Hand.

Liam Demmke: Ein riesengroßes soziales und solidarisches Projekt steht uns bei den Neuverhandlungen des Semestertickets bevor. Es ist uns wichtig, dass alle Studierenden auch künftig möglichst günstig den öffentlichen Nahverkehr in NRW nutzen können. Darüber hinaus planen wir Projekte wie das "Festival contre le racisme", das der AStA in diesem Jahr erstmalig in Münster veranstaltet hat.

SSP: Momentan steht die Möglichkeit im Raum, die kommenden Wahlen rein digital durchzuführen. Wie seht ihr das?

Liam Demmke: Wir positionieren uns gegen eine komplette Ersetzung der Wahlurnen und für eine digitale Ergänzung dieser. Die Präsenz von Wahlurnen an der Uni ist wichtig, um den Studierenden die Existenz der Wahlen bewusst zu machen. Rein digitale Wahlen würden das zunichte machen.

SSP: Wieviel Arbeit steckt tatsächlich hinter dem Vorsitz?

Liam Demmke: In den letzten Jahren habe ich mehr Zeit in den AStA als in mein Studium gesteckt. Aufgrund der zeitintensiven Arbeit im Vorsitz. die bis zu 40 Stunden die Woche beansprucht, mache ich momentan ein Urlaubssemester. Die Aufwandsentschädigung für das Ehrenamt bietet übrigens auch Studierenden ohne finanzielle Sicherheiten die Möglichkeit, sich im AStA zu engagieren.

SSP: Trotz der Befugnisse, welche für den AStA im Hochschulgesetz festgelegt sind, kann dieser nur bedingt Einfluss nehmen. Frustriert euch das manchmal?

Liam Demmke: An dieser Stelle frage ich, was denn wäre, wenn es den AStA nicht gäbe. Im Rahmen

eines pluralistischen demokratischen Systems können Forderungen nicht eins zu eins umgesetzt werden. Natürlich wünsche auch ich mir, manche Prozesse beschleunigen zu können, glaube aber schon durch hartnäckiges Dranbleiben Einiges erreichen zu können.



Sara Movahedian: Beispielsweise der Mangel an bezahlbarem Wohnraum in Münster ist schon lange eine Belastung für Studierende. Leider fehlt es auch dem Studierendenwerk an den nötigen Mitteln, um diese Not durch Wohnheime abzufedern. Der AStA versucht die Situation auf verschieden Ebenen zu verbessern. Wir sorgen durch Kampagnen und unserer Stimme in verschieden Gremien dafür, dass das Problem nicht in Vergessenheit gerät und steuern ihm mit Aktionen wie "Deine Couch für Erstis" und der Zusammenarbeit mit Notunterkünften entgegen. Das sind vielleicht Tropfen auf den heißen Stein, doch was wäre denn, wenn es all das nicht gäbe? Ohne Aktionen wie das Wohnraumprotestcamp, bei dem wir vor dem Schloss unsere Zelte aufschlagen, wäre das Thema sicherlich weniger in den Medien präsent.

Kein AStA würde den Wegfall von für selbstverständlich gehaltenen, aber tatsächlich hart erkämpften Dingen bedeuten, wie dem NRWund dem Kultursemester-Ticket oder Serviceangeboten wie der kostenlosen Rechts- und Sozialberatung. In Ländern wie Bayern, wo es keine verfasste Studierendenschaft gibt, existiert das Semesterticket in der Form nicht. Da man die Früchte langfristiger Projekte nicht sofort sieht, braucht es manchmal einen langen Atem. Sich nicht für die Interessen der Studierenden einzusetzen, ist keine Alternative.

SSP: Woraus zieht ihr eure Motivation für das Engagement im AStA?

Liam Demmke: Ich möchte mich nicht damit zufriedengeben, wie etwas gerade ist. Irgendjemand muss sich dafür einsetzten, dass Hürden abgebaut werden. Für mich war es immer das Naheliegendste mich in meinem persönlichen Umfeld, früher an der Schule und nun an der Uni zu engagieren.

Sara Movahedian: Ich mache das aus Idealismus. Natürlich gibt es immer eine höhere Ebene, auf welcher man sich engagieren könnte, aber wenn der Wille zur Veränderung besteht, können wir auch jetzt schon hier damit anfangen. Grundsätzlich wünschen wir uns ein gesteigertes Interesse an der Hochschulpolitik sowie die größtmögliche Partizipation der Studierenden.

Jeden Mittwoch um 16:00 Uhr findet das AStA-Plenum statt, bei dem direkt die Möglichkeit besteht mit Anregungen auf Sara und Liam zuzukommen.





Eine Fotostrecke zur alten Pharmazie

Von Maximilian Dolle, Jan Erik Brühl, Katharina Isaak, Florian Faller, Jane Knispel

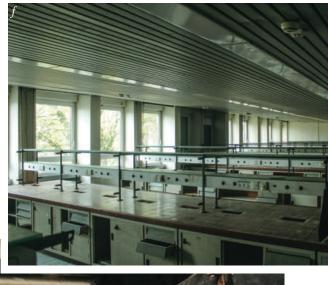


Campusleben 24

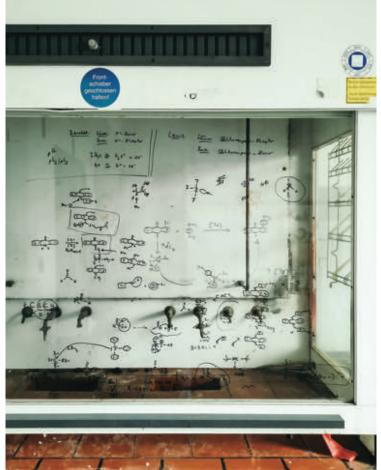
Da die Studierenden ihre Fahrräder unerlaubter Weise immer vor der Pharmazie ihrer Fahrräder abstellen wurden diese, auf Anordnung des Direktors des Institutes, durch eine große Eisenkette alle zusammengeschlossen. Wollte nun einer der Studierenden sein Fahrrad wieder haben, musste dieser oder diese zunächst zum Hausmeister und wurde von diesem zum Direktor geschickt, welcher jedem eine ordentliche Standpauke hielt (und sogar mit Exmatrikulation drohte). Anschließend wurde das jeweilige Fahrrad zwar wieder freigegeben - allerdings immer nur das eine. Nach dieser Aktion stellten die Studierenden ihre Fahrräder nicht mehr vor dem Gebäude ab.



Die alte Pharmazie steht nun schon einigen Jahren leer. Die Gebäudestruktur ist noch intakt, allerdings sind einige der damals verwendeten Baustoffe heute nicht mehr zulässig, da sich herausgestellt hat, dass diese gesundheitsgefährdend sind. Außerdem geht man bei einem technischen Gebäude das z.B. Labore beherbergt davon aus, dass 80% der Gebäudekosten für die Technik ausgegeben werden müssen. Will heißen, egal ob der Musikcampus geplante hierhin kommt oder etwas anderes, das Gebäude der alten Pharmazie ist nicht mehr für den Lehrbetrieb zu benutzen.















und die Polizei benutzen das Gebäude regelmäßig für Übungen.



Campusleben 26





Über die Jahre kam es öfters zu Vandalismus. Die Einstiegsmöglichkeiten und die benutzten Zugänge sind immer wieder verriegelt bzw. geschlossen wurden. Aber Repariert wird nur was für die zwischennutzung unerlässlich ist. Außerdem haben in dem Gebäude anscheinend auch immer wieder Obdachlose übernachtet. Zuletzt angeblich einer mit einem Hasen.

Großen Dank an Norbert Grabolle (Gebäudemanager des Bereichs 1 der WWU)



Wenn das Publikum hinter uns steht, macht das einen riesen Unterschied!

Jan König, Kapitän der WWU Baskets, über seine Leidenschaft für den Basketball, den großen Erfolg der letzten Saison und aktuelle Ziele

Von Sarah Großmann

SSP: Wie seid ihr entstanden und wie hängt ihr mit der WWU zusammen?

König: Unser Stammverein ist der Universitäts Basketball Club (UBC) Münster, welcher aus dem Hochschulsport hervorgegangen ist – vor vier Jahren kam dann der Namenswechsel zu den WWU Baskets mit neuem Logo, um moderner aufzutreten.

Die WWU ist unterstützend tätig. Der Name existiert aber nicht aufgrund eines Sponsorings, sondern soll unsere Verbundenheit zur Uni zeigen. Wir wollen mit unseren Spielen gezielt die Studierenden in Münster ansprechen, zu unserem Rahmenprogramm gehört ein DJ. Dementsprechend haben wir auch ein junges Publikum, durchschnittlich 25 Jahre alt.

SSP: Kann das Publikum den Spielausgang beeinflussen?

König: Wir haben 3000 Zuschauer bei unseren Spielen. Wenn die hinter der Mannschaft stehen und für uns Stimmung machen, ist das super förderlich für uns und macht die Gegner nervös. Die sind eher gewohnt vor 500 Zuschauern zu spielen, die Kulisse in Münster ist einzigartig.

SSP: Ist es vorgekommen, dass ein Spiel schlecht lief und durch das Publikum die Stimmung ins Positive kippte?

König: Ja, am Anfang dieser Saison zum Beispiel war die sportliche Leistung durch viele Verletzte unter unserem sonstigen Niveau. Trotzdem haben wir zu Hause zwei Spiele doch noch gewonnen, obwohl wir deutlich zurück lagen. (WWU Baskets gegen Lok Bernau 78:76 (39:47), SC Rist Wedel 69:68 (36:37)). Dass man doch wieder an sich glaubt, ist Mitverdienst des Publikums.

SSP: Bekommt man als Student:in Vergünstigungen bei den Spielen?

König: Zwei Blöcke mit Sitzplätzen hinter den jeweiligen Körben sind nur für Studierende reserviert. Durch die Kooperation mit dem Asta gibt es 800 Karten, die mit dem Kultursemesterticket für Studierende frei erhältlich sind. Auswärtige Studierende zahlen 5,50 Euro.

SSP: Nur vier von zwölf Spielern studieren neben dem Sport. Kann man euch mit professionellen Teams vergleichen?

König: Wir haben zwei Nachwuchstalente, die von der Schule kommen und drei externe Vollprofis. Da muss man von professionellen Bedingungen reden.

SSP: Könnte man von eurem Gehalt leben? Streben einige von euch eine vollkommene Profikarriere an?

König: Nein, hier gibt es noch Differenzen, ich persönlich habe mich als ich nach Münster kam, bewusst gegen die reine Profikarriere entschieden. Ich wollte das Studium in den Vordergrund stellen. Das hat sich über die Jahre mit dem zunehmendem Erfolg wieder etwas verändert. Man kann als Student gut von dem Basketballverdienst leben, aber es würde nicht für die langfristige Absicherung reichen. Für ganz junge Spieler kann die Mannschaft ein Sprungbrett sein.

SSP: Studierst du also selbst nebenbei?

König: Ja, ich bin im zweiten Mastersemester Maschinenbau und Sport für Berufsschule.

SSP: Wie vereinst du Uni und Sport?

König: In diesem Semester konnte ich die Univeranstaltungen und das Training abstimmen. Durch den Spitzensportlerstatus, den die Studenten unter uns haben, können wir Sonderregelungen bei Überschneidungen von der Uni bekommen.

SSP: Wirst du auch im Freundeskreis über den Basketball definiert?

König: Absolut. Es ist eine Glückssituation, dass 95% meiner Freundschaften über den Verein existieren. Im Sportstudium werde ich mittlerweile direkt mit den Erfolgen vom Basketball in Verbindung gebracht. Die Kontakte verlaufen deswegen weniger auf einer normalen Kommilitonen-Ebene. Da wird oft gedacht, obwohl es aus meiner Sicht eigentlich nicht so ist, man sei etwas Besonderes.

SSP: Wie bist du damals zum Basketball gekommen?

König: Mit sechs Jahren und seitdem ist der Basketball dauerhafter Begleiter. Oldenburg (Heimatstadt von Jan König *Anm. der Redaktion*) ist mit seiner 1. Liga Mannschaft eine Basketballstadt. Meine Eltern haben mich damals früh zum Basketball gebracht.

SSP: Was begeistert dich am Basketball im Vergleich zu Fußball oder Handball?

König: Im Vergleich zum Fußball gibt es mehr Action, es gibt kein klassisches 0:0. Es ist auch spektakulärer. Handball ist schon ähnlicher, aber Basketball ist weniger aggressiv und körperbetont.

SSP: Seit wann bist du Kapitän?

König: Seit circa drei Jahren. Der Posten wird von außen schon höher angesehen, hat neben der individuellen Leistung aber auch viel mit Vorbild, Alter und Erfahrung zu tun.

SSP: Welche Tätigkeiten gehören noch dazu?

König: Viel Organisatorisches, man ist Schnittstelle zwischen Management und Spielern. Dann Interviews oder öffentliche Statements. Sportlich gilt es, zentral als Vorbild voranzugehen.

SSP: Wer wählt den Kapitän?

König: Der Kapitän wird demokratisch vom Trainer bestimmt. (lacht) Das Team und der Spieler selbst müssen natürlich einverstanden sein.

SSP: Du wirst von eurem Headcoach, Phillipp Kappenstein, als "Säule der Mannschaft" beschrieben, welche Eigenschaften helfen Dir dabei?

König: (kurz verlegen) Meine Erfahrungen im Basketball, sodass mich wenige Situationen oder Gegenspieler aus der Ruhe bringen können. Sportlich bin ich dazu in der Lage viele Impulse im Spiel zu setzen. Darauf verlassen sich die anderen Spieler und gehen voran. Das führt zu wichtigen Punkten und mehr Energie in der Defensive.

SSP: Leitest du, indem du die Personen individuell förderst und das Team stärkst, oder muss man Druck machen?

König: Sowohl als auch. Gerade jüngeren Spielern mit fehlender Erfahrung werden Hilfestellungen gegeben. Konkrete Tipps bauen sie oft auf. Natürlich ist es im Sport auch so, dass man gewisse Leute auch mal lauter darauf hinweist: "Komm jetzt reiß dich mal zusammen und mach, was du kannst!"

SSP: Was sind eure Ziele in dieser Saison?

König: Klares Ziel sind die Play-Offs. Wobei das für uns bei zwölf Mannschaften bedeutet, unter den ersten acht zu sein. Ansonsten müssten wir um den Abstieg spielen. Der Anspruch ist nach der letzten Saison gewachsen, in der wir die Zweiten im Gesamtfinale und die Ersten im Norden geworden sind. Die Liga teilt sich auf in Nord und Süd. Das führt zu mehr Sponsorengeldern und stärkt das Ziel unter die ersten vier zu kommen.

SSP: Wäre ein weiterer Aufstieg auch denkbar?

König: Auf jeden Fall. Darauf haben wir letztes Jahr freiwillig verzichtet, weil es zu spontan und zu schnell gewesen wäre. Jetzt sind die personellen Strukturen, das Management und die Finanzen soweit. Der Aufstieg ist also ein klares Ziel für die nahe Zukunft.

SSP: Letztes Jahr seid ihr doch bereits in die Pro B^[1] aufgestiegen...

König: Genau, zur letzten Saison.

SSP: Und ihr hättet also direkt weiter aufsteigen können?

König: Genau, wir hätten nach unserer ersten Saison direkt weiter aufsteigen können, damit hatte allerdings niemand gerechnet und die Strukturen waren noch nicht bereit.



SSP: Wie konntet ihr kurzfristig so einen großen Erfolg erringen?

König: Letztendlich steht und fällt es mit den Zugängen, die wir bekommen haben. Da hatten wir viel Glück. Wir haben es geschafft uns als Team sehr gut zu finden. Als Underdog, also Aufsteiger, konnten wir ganz befreit spielen. So sind wir sehr selbstbewusst in den Playoffs aufgetreten. In dieser Saison sah der Start anders aus. Größere Erwartungshaltung und Unruhen durch Wechsel von Spielern. Alles muss sich wieder neu finden. Deutlich wird, dass der Druck von Außen gestiegen ist. Wenn wir ein Spiel verlieren, wird das jetzt häufiger erwähnt.

SSP: Was war für Dich der bis jetzt größte Erfolg im Basketball?

König: Die Vizemeisterschaft Pro B insgesamt bzw. die Meisterschaft Pro B Nord (Anmerkung der Redaktion: letzte Saison). Damit auch der Aufstieg von der ersten Regionalliga in die Pro B Nord. Die letzte Saison war also mein persönlicher sowie mannschaftsmäßiger Höhepunkt.

SSP: Wenn du einen Wunsch für die Zukunft eurer Mannschaft formulieren solltest, wie würde der lauten?

König: Dem Verein zu helfen an der Professionalisierung weiterzuarbeiten und letztendlich in die Pro A aufzusteigen. Ich denke dafür haben wir wirklich ein super Standort mit dem großen Zuschauerinteresse und da gehören wir kurz-oder mittelfristig hin. Das wäre für mich ein Traum, das Team da irgendwann zu übergeben, je nachdem wie lange meine Karriere noch andauert.

Vergünstigungen für Studierende

Zwei Blöcke mit Sitzplätzen hinter den jeweiligen Körben sind nur für Studierende reserviert. Durch die Kooperation mit dem Asta gibt es 800 Karten, die mit dem Kultursemesterticket für Studierende frei erhältlich sind. Auswärtige Studierende zahlen 5.50 Euro.

[1] Die ProB bildet als dritthöchste Spielklasse mit der Pro A die 2. Basketball-Bundesliga der Herren in Deutschland. Campusleben 31 Ein Jahrhundertprojekt: Mit diesen Worten beschrieben Oberbürgermeister Markus Lewe und Unirektor Prof. Dr. Johannes Wessels bei einem Bürgergespräch Ende November 2019 ihr gemeinsames Projekt eines Musik-Campus'. Dahinter verbirgt sich eine Kooperation zwischen der Universität und der Stadt Münster, wie es sie noch nicht gegeben hat - genauer zwischen der Musikhochschule der WWU, dem Sinfonieorchester der Stadt Münster und der Westfälischen Schule für Musik. Für alle drei Einrichtungen soll ein gemeinsames Gebäude, ein Campus, gebaut werden. Ein Ort, der sich allein der Musik widmen soll.

Mehr Platz für Musik

Ein solches Gebäude sei in Münster laut den Beteiligten längst überfällig. Die Musikhochschule platzt aus allen Nähten. Sie ist an drei Standorten in der gesamten Stadt verteilt und die Räumlichkeiten zum Üben reichen bei weitem nicht für alle Musikstudierende. Auch das Sinfonieorchester der Stadt Münster klagt über mangelnde Proberäume auf den Probebühnen des Stadttheaters, die der Akustik fast hundertköpfigen Orchesters nicht gewachsen sind. Seit dem Zweiten Weltkrieg gibt es in Münster keinen Konzertsaal mehr, sodass das Sinfonieorchester seine Konzerte im Stadttheater gibt. Das ist jedoch nicht für die Konzerte eines professionellen Sinfonieorchesters ausgelegt. Die Westfälische Schule für Musik ist an der Himmelreichallee in einem ehemaligen Naturkundemuseum untergebracht. Das historische Gebäude entspricht ebenfalls nicht mehr den Anforderungen einer angemessenen musikalischen Ausbildung und bietet schon lange nicht mehr genügend räumliche Kapazitäten für die wachsenden Angebote der Schule. Es zeigt sich: Der Bedarf ist groß. Und das nicht nur bei der Musikhochschule. Aus diesem Grund beschlossen Unirektor Johannes Wessels, Oberbürgermeister Markus Lewe und die Leiterin der Westfälischen Schule für Musik, Friedrun Vollmer, sich zusammenzuschließen und einen gemeinsamen Neubau anzustreben.

Ein offenes Haus für die Akteure der Musik

2016 verständigten sich die Beteiligten erstmals auf eine Absichtserklärung an das Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen zur Planung des Musik-Campus in Münster. Dieser soll ein Ort der Musik, der

Der Musik-Campus: Ein Jahrhundertprojekt

Über das einmalige Kooperationsprojekt von Stadt und Universität in Münster

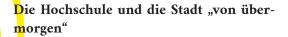
Von Katharina Isaak

Wissenschaft und der Begegnung für alle Musik-Liebhaber:innen werden. Geplant sind drei Gebäude: Jeweils ein Gebäude für die Musikschule und die Musikhochschule und ein gemeinsam genutztes Hauptgebäude. Das Herzstück des Musik-Campus soll ein moderner Konzertsaal im Hauptgebäude mit 1200 Plätzen bilden, der so bisher in Münster fehlt. Er soll nicht nur für Konzerte, sondern auch für Konferenzen der WWU genutzt werden können. Durch diesen multifunktionalen Saal erhoffen sich die Beteiligten nicht nur eine Aufwertung der Münsteraner Konzertlandschaft, sondern auch eine erhöhte internationale Sichtbarkeit der WWU als Forschungseinrichtung, die so größere Tagungen und Konferenzen durchführen könnte.

100 Jahre Musik in Münster

Warum hat man sich ausgerechnet jetzt dazu entschlossen, einen gemeinsamen Musik-Campus zu entwickeln? Es existieren bereits mehrere langjährige Kooperationen zwischen allen drei Einrichtungen. Studierende der Musikhochschule können während ihrer Praktika im Sinfonieorchester in den Berufsalltag der Profimusiker reinschnuppern und besonders talentierte Schüler:innen in der Jugendakademie der Musikhochschule unter professionellen Bedingungen gefördert werden. Viele Münsteraner Preisträger:innen von Wettbewerben, wie Jugend musiziert, kommen aus eben dieser erfolgreichen Kooperation. "Das heißt, es lohnt sich, sehr eng zusammenzuarbeiten und unterschiedliche Professionalisierungsstufen immer wieder in Kontakt zu bringen", sagt Wessels. Ein gemeinsamer Musik-Campus soll diese Kooperation noch weiter intensivieren.

2019 feierten alle drei Einrichtungen ihr hundertjähriges Bestehen. Im Rahmen dieses gemeinsamen Jubiläums konnte das Projekt enorm an Fahrt gewinnen. In verschiedenen Projekten feierten Sinfonieorchester, Musikhochschule und Musikschule gemeinsam die Musik in Münster. Das sei eine Zusammenarbeit auf Augenhöhe gewesen, wie er sie vorher noch nie erlebt habe, so Unirektor Wessels.



Die Vision der Beteiligten ist klar: Der Musik-Campus soll ein offenes Haus für die Akteure der Musik werden und ist mit Sicherheit ein bisher noch nicht da gewesener Vorschlag. "Hochschule und Stadt, beide stehen vor der großen strategischen Herausforderung, nicht an die Hochschule von morgen zu denken, auch nicht an die Stadt von morgen zu denken, sondern an die Hochschule von übermorgen, die Stadt von übermorgen", so Oberbürgermeister Lewe. Er spricht dem Musik-Campus eine entscheidende Rolle in der Entwicklung der Stadt zu, so sei die Musik "eine starke Säule im stadtstrategischen Zukunftsprozess", die der Stadt durchaus auch einen Stempel verleihe. Auch beim Land NRW und in Berlin hat das Projekt mittlerweile Begeisterung ausgelöst. Aus Düsseldorf wurde bereits finanzielle Unterstützung versprochen. Die Kosten für den Musik-Campus werden bisher auf 200 Millionen Euro bemessen. Ein ambitioniertes Vorhaben also, das in Deutschland und auch darüber hinaus Bekanntheit erlangen soll. Es stellt sich nun die Frage, ob und wann das Projekt tatsächlich (baulich) umgesetzt wird.

Standortfrage

Insbesondere die Frage nach einem geeigneten Standort für einen solchen Bau sorgt für Diskussionen. Zur Debatte stehen momentan zwei Optionen: Der Hörsterplatz am Theater und die Hittorfstraße, wo bisher noch die alte Pharmazie vorzufinden ist. Der Hörsterplatz wird von vielen kritischen Stimmen für zu klein gehalten und der damit verbundene Wegfall des zentralen Parkplatzes in der Innenstadt bemängelt. Die Hittorfstraße dagegen bietet ausreichend Platz. Einziges Manko: Im Gegensatz zum Hörsterplatz befindet sich die Hittorfstraße nicht im Stadtzentrum. Hierauf erwidern Befürworter des Standorts am Coesfelder Kreuz jedoch, dass es eine optimale Busanbindung gäbe und das große Parkhaus neben der Mensa am Ring ausreichend Parkmöglichkeiten für Besucher:innen und Musiker:innen bieten würde. Auch Wessels spricht sich für den Standort Hittorfstraße aus und bemisst den Weg von seinem Büro im Schloss durch

"Münsters schönste Sackgasse", den Schlossgarten, bis zur Hittorfstraße auf gerade einmal fünf Minuten. Eine machbare Distanz also.

Aktueller Stand und Kritik

Zurzeit arbeiten die Stadt und die WWU an der Ausarbeitung eines Funktions- und Nutzungskonzepts der geplanten Räume, damit die drei Institutionen abgestimmt unter einem Dach arbeiten können. Im Herbst letzten Jahres fiel der erste Beschluss des Stadtrats für den Bau eines Musik-Campus. Am 26. März diesen Jahres wollen Lewe und Wessels potentielle Investoren einladen. Voraussetzung für diesen Termin ist die Klärung der Standortfrage. Denkbarer Baubeginn für den Campus wäre 2023/24. Noch steht in den Sternen, ob das Projekt umgesetzt wird oder - wie schon andere Projekte in Münster - von den Münsteraner:innen selbst verhindert wird. Auch während des eingangs erwähnten Bürgergesprächs gab es nicht nur positive Meinungen zu dem geplanten Musik-Campus. Besonders Vertreter:innen der sogenannten "Freien Szene" bemängelten, dass sie nicht stark genug in den Planungsprozess eingebunden würden. Auch Vertreter:innen verschiedener Bürgerinitiativen, die andere Ideen für Musikprojekte in Münster verfolgen, schienen nicht begeistert zu sein. Bereits 2008 scheiterte das Projekt einer Musikhalle auf dem damaligen Hindenburgplatz, heute Schlossplatz, aufgrund eines Bürgerentscheids, bei dem sich 70 Prozent gegen den Bau aussprachen. Zuvor hatte eine Bürgerinitiative, die sich gegen das Projekt stellte, mittels eines Bürgerbegehrens diesen Bürgerentscheid erzwungen. Es zeigt sich also, dass für die Realisierung eines solchen Projekts Münsteraner die Unterstützung der Bürger:innen unerlässlich ist.

Für das Auslandssemester geht man in Länder, wo es entweder das ganze Jahr über Sommer ist, die eine besonders fremde Kultur haben oder wenigstens weit weg sind. Man geht ans Meer, in die Berge oder in Städte, auf deren Namen andere Leute mit "oh wie schön, da wollte ich schon immer mal hin" reagieren. Das dachte ich zumindest, bis mich mein Bauchgefühl nach Maastricht geschickt hat und sich dort nicht nur viele der Klischees über die Niederlande, sondern auch meine Erwartungen an ein Erasmus-Semester erfüllt haben.

mich mein Bauchgefühl nach schees über die Niederlande, Ilt haben.

Von Insa Viola Lügger

Immer, wenn ich jemandem erzählt habe, dass ich für mein Auslandssemester in die Niederlande gehe, gab es in der Regel zwei Reaktionsmuster. Entweder "Doch so weit weg?" oder wahlweise auch "Da hast du dir ja was ganz Exotisches ausgesucht!". Sonst, häufig von Jungs: "Nice, ein Semester 4/20" oder "Jo, wir kommen dann zum Kiffen zu Besuch". In beiden Fällen habe ich höflich mitgelacht und die andere Person in dem Glauben gelassen, gerade mal wieder einen echt originellen Spruch gebracht zu haben. Und irgendwann habe ich damit begonnen, diese Sprüche scherzhaft vorweg zu nehmen, denn gerade Reaktion A hat mir immer mehr das Gefühl gegeben, mich für meine Wahl rechtfertigen zu müssen. Warum sollte man schließlich für das Erasmus in ein Nachbarland gehen, das doch quasi wie Deutschland ist, nur dass die Sprache irgendwie niedlicher ist, es kaum Berge aber umso mehr Fahrräder gibt? Das konnte ich selbst nicht genau beantworten, aber mein Bauchgefühl war irgendwie davon überzeugt, dass

dies richtige Wahl Also sei habe ich am Tag der Deadline aufgehört darauf 7.11 hören, was anderen die für richtig halten und



habe meine Bewerbung für Lissabon zurückgezogen ("Da ist das Wetter doch viel schöner! Und die hübsche, bunte Altstadt! Der Ozean!"), um in die Niederlande zu gehen. Und irgendwann konnte ich auch damit aufhören, mich dafür zu rechtfertigen.

Jetzt bin ich also gerade in Maastricht, ganz im Süden der Niederlande an der Grenze zu Belgien,und richtig froh, meiner Intuition vertraut zu haben. Klar, das Wetter ist zwar eher vergleichbar mit dem in Münster, aber auch hier gibt es eine wunderschöne Altstadt, in der sich der typische Baustil der Niederländischen Renaissance mit französischen Einflüssen vermischt. Mitten durch die verwinkelten Gassen der Innenstadt fließt die Maas Jeden Tag auf dem Weg zur Hochschule überquere ich eine der Brücken über den Fluss und jeden Tag aufs Neue genieße ich den Ausblick: Rechts und Links wird der breite Fluss von dezent verzierten Häuschen aus Backstein mit spitzen Giebeln gesäumt, eine alte Steinbrücke verbindet die beiden Ufer und im Hintergrund zeichnet sich die weite, hügelige Landschaft ab, die Maastricht umgibt.

Vielleicht ist dies eine passende Gelegenheit, um kurz mit zwei stereotypen Annahmen über die Niederlande aufzuräumen. Erstens: Ja, die "Niederlande" und nein, nicht "Holland". Süd- und Nord-Holland sind zwei

Provinzen im Westen der Niederlande. Genauso wenig wie NRW synonym für ganz Deutschland steht, steht der Name Holland für die ganzen Niederlande. Zweitens: Es ist zwar inhaltlich korrekt zu sagen, dass die Landschaft in Holland komplett flach ist, aber das gilt nicht für den gesamten Rest der Niederlande.

Die Provinz Limburg, in welcher ich hier wohne, hat eine unerwartet üppige, bergige Natur und liegt sogar über dem Meeresspiegel. Annahmen, die sich hingegen bestätigt

haben, sind ohne Frage der hohe Fahrradverkehr genauso wie die große Auswahl an der Käsetheke. Die Orte "Gouda", "Edam" und "Maasdam" gibt es hier tatsächlich.

Und dann ist da noch das mit dem Gras. Ich glaube, das ist in etwa wie wenn man achtzehn geworden ist und plötzlich "alles" darf: Das ist ganz cool am Anfang, aber dann auch ziemlich schnell normal. Für mich wurden seit meinem achtzehnten Geburtstag Alkohol und Clubs jedenfalls stetig uninteressanter. Das mit dem Graskonsum hier ist vergleichbar: Natürlich gibt es ein paar Coffeeshops, ab und zu geht mal ein Joint durch die Runde oder im Park weht dieser unverkennbare Geruch herüber.

Allerdings ist das nichts, was man in Deutschland nicht auch erleben würde.

Während das Kiffen also eine weniger große Rolle spielt, als man vielleicht erwarten würde, scheint unter Erasmus-Studierenden Alkohol plötzlich wieder ganz aufregend zu werden. Die ersten Wochen hier waren richtiggehend anstrengend, weil es mehrmals wöchentlich Partys Treffen für oder Neuankömmlinge gab, die natürlich immer mit ein paar obligatorischen Drinks verbunden waren. Und die restlichen Abende hatte meistens jemand die ausgefallene Idee, man könne doch mal zusammen was trinken gehen. Wie auch immer: Relativ schnell habe ich hier dann einen kleinen, kulturell bunt gemischten Freundeskreis gefunden und damit hat sich auch der Drang, all diese Veranstaltungen mitnehmen zu müssen, gelegt. Es kehrt eben Alltag ein.

Zu meinem Alltag gehört auch das Wohnheim für internationale Studierende. Zugegebenermaßen hatte ich mir eigentlich eine WG gewünscht, doch die Wohnungssuche ist hier tatsächlich noch schwieriger als in Münster. Allerdings hat meine Unterkunft hier viel mehr positive Seiten als erwartet. Beispielsweise wohnt ein Teil meines Freundeskreises im selben Gebäude und ich komme in Kontakt mit Menschen aus aller Welt. Wie in einer riesigen, internationalen WG. Da ist die Gruppe aus Spanien, die sich gegen 22 Uhr ihr Abendessen macht und Party-müde wird, der Italiener, der meist einen Joint im Mundwinkel hat und sich gefühlt nur von Toast und Spaghetti Bolognese ernährt, oder der Schach-begeisterte Musikstudent aus Norwegen, mit dem man sich immer wunderbar unterhalten

kann. Aber auch abseits des Wohnheims fällt immer wieder auf, dass die Stadt nicht nur sehr studentisch, sondern auch sehr international ist, was vermutlich sowohl an der geografischen Lage als auch an den vielen englischsprachigen Studiengängen liegt.

Mein Studium ist von letzterem allerdings ausgenommen. Die Academy of Fine Arts and Design, an der ich im Schwerpunkt Produktdesign studiere, nimmt jährlich nur an die zwanzig Studierende auf und unter-

richtet auf Niederländisch. Ein Design-Studium beinhaltet allerdviel prakings tisches Arbeiten und dafür weniger Frontalunterricht mit langen Monologen der Lehrenden. Bei einem rein theoretischen Studiengang wäre ich, zumindest zu Beginn, definitiv aufgeschmissen gewesen, da sich meine Erfahrung

mit der Sprache lediglich auf einen kurzen Crashkurs belief. Aber man hört sich schnell rein.

Gerade was das praktische Arbeiten angeht, habe ich mit dieser Hochschule einen Volltreffer gelandet: Auf mehreren Etagen gibt es Werkstätten für Holz, Metall, Keramik, analoge Druckverfahren, Goldschmieden und noch einiges mehr. Im obersten Stockwerk des lichtdurchfluteten Gebäudes befindet sich ein großer, offener Raum, in welchem alle Studierende aus dem zweiten und dritte Jahr ihren eigenen Arbeitsplatz haben, wo die Kurse stattfinden und auch die Lehrenden ihre gemeinschaftlichen Schreibtische haben.

Es ist ein Raum für Austausch, Miteinander und Kreativität: Einer schneidert an der eigenen Mode-Kollektion, ein anderer entwirft einen 3D-Druck und die nächste macht Skizzen für ihr aktuelles Projekt. Man fragt einander um Hilfe, hin und wieder schaut eine Dozentin über die Schulter und kurz vor Feierabend schmeißt jemand wahlweise die 80er-Playlist oder Techno an. Diese offene Arbeitsatmosphäre trägt auch dazu bei, dass man viel leichter in Kontakt mit den anderen Studierenden kommt.



Und dieser Austausch ist für mich der Kern des Erasmus-Semesters, da ich glaube, dass die mit Menschen. denen wir uns umgeben, im Endeffekt den größten Teil unserer Erfahrungen und Erinnerungen ausmachen. Und dafür ist

letztendlich gar nicht so wichtig, wohin man für sein Erasmus geht oder ob man überhaupt ein Erasmus macht Denn in dem Moment, in dem man den Alltagstrott, die bekannte Umgebung und die eingespielten Strukturen verlässt, begibt man sich in eine ungewisse Situation. Diese Ungewissheit kann zunächst etwas beängstigend sein oder Stress auslösen, aber das Schöne ist, dass sie gleichzeitig ganz viele unerwartete Momente, wunderbare Menschen und neue Wege mit sich bringt, die zuvor absolut nicht vorhersehbar sind. Selbst nebenan in den Niederlanden.

Foto: Insa Viola Lügger Campusleben 33



Hat sich da jemand ver-geben?

Die Geschichte um Münster als neues deutsches Zentrum für Batterieforschung

Von Kolja Sand

Ein Zuschlag mit dem wohlklingenden Namen "Forschungszelle Batteriezentrum"

Am 28. Juni diesen Jahres verkündete Anja Karliczek euphorisch, dass Münster als Standort der Forschungsfertigung Batteriezentrum ausgewählt wurde. 500 Millionen Euro (plus 200 Millionen vom Land NRW) Förderung erhalten somit die Universität Münster und die RWTH Aachen, um die Batterietechnologie voranzubringen. Eine riesige Fördersumme, die Deutschland auf dem Gebiet der Energiespeicherung voranbringen und Lithiumbatterien in großen Systemen einsatzfähig machen soll. Von einem "großen Tag für die Technologie in Deutschland" wurde bei der Verkündung der Standorte gesprochen. Dieses harmonische Bild hat in den letzten Monaten einige

Anja Karliczek ist Bundestagsabgeordnete der CDU und ihr Wahlkreis Ibbenbüren ist kaum eine Stunde von Münster entfernt. Ibbenbüren ging nicht leer aus in dem nun geförderten Projekt. Dort soll die Wiederverwertung der Batterien abgewickelt werden, die in Münster genutzt werden. Diese Tatsache gab Anlass zu einer Diskussion, die bis heute anhält und nun sogar den Bundesrechnungshof auf den Plan gerufen hat: Hat Karliczek auf die Standortvergabe eingewirkt, um ihren Wahlkreis zu unterstützen?

Das Auswahlverfahren der Standortvergabe

Karliczek ist Teil des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF), welches für die Vergabe größtenteils verantwortlich war, hat jedoch nach Angabe des BMBF "in dem Verfahren keinen Einfluss genommen". Allerdings gibt das Verfahren Anlass zu Skepsis. Unterstützt wurde das Auswahlverfahren unter anderem von der Fraunhofer-Gesellschaft. Diese favorisierte zunächst Ulm - Münster kam erst an vierter Stelle. Überraschenderweise wurden kurze Zeit darauf die Bewertungskriterien geändert. Nun war sowohl die Kompetenz der Forscher als auch die Möglichkeit die Batterien wieder aufzubereiten bei der Standortvergabe zu beachten. Daraufhin erschien Münster dem Entscheidungsgremium die beste Wahl zu sein. Dabei fällt auf, dass Münster mit dem renommierten Professor und Leiter des MEET Batterie-Kompetenzzentrums der Universität Münster, Martin Winter, einen beachtenswerten Forscher auf diesem Gebiet besitzt und dieser, ebenso wie die Wiederverwertungsanlagen in Ibbenbüren, die neuen Kriterien äußerst gut erfüllen.

Reaktionen nach Wahl für Münster

Aufgrund der Zweifel am Auswahlverfahren hatten die Fraktionen von Grünen, Linken und FDP im Bundestags-Haushaltsausschuss erfolglos gefordert die Fördersumme einzufrieren und die Vergabe zunächst zu prüfen. Aus der CDU waren Stimmen zu hören, die den Rücktritt von Karliczek erwarteten, falls sich die Vermutungen bestätigen sollten. Schon zweimal musste sie sich vor dem Forschungsausschuss rechtfertigen. Die Grünen-Politikerin Anna Christmann erklärte: "Es gab nachweislich keinen fairen transparenten Wettbewerb, sondern eine freihändige Entscheidung des Ministeriums entgegen fachlicher Expertise." Nun hat der Bundesrechnungshof sich eingeschaltet: "Wir prüfen, ob die Vergabe an Münster korrekt abgelaufen ist", so der Sprecher des Bundesrechnungshofs Jens Hamer auf Anfrage von NDR, WDR, und Süddeutscher Zeitung, "Wir prüfen aber nicht, ob Münster tatsächlich der beste Standort für die Batteriezellforschung ist."

Was sagt die Universität Münster dazu?

Nichts. Bei einer Anfrage wurden wir darauf verwiesen, dass die Universität Münster mit dem Auswahlverfahren nichts zu tun gehabt habe und keine Einschätzung abgeben könne und wolle. Der Umgang der WWU mit dem Thema vermittelte den Eindruck, dass man selbst die Sorge habe, in die Kritik um die Standortvergabe zu geraten. Ebenso hält sich das Batteriezentrum MEET und ihr Team unter Leitung von Professor Winter zurück. Interviewanfragen zum Forschungszentrum Batteriezelle werden grundsätzlich abgelehnt. Auch andere beteiligte Institute wollten keine Kommentare zur Thematik abgeben. Sollte der Bundesrechnungshof die Freigabe der Fördersumme zurückziehen, würde dies die Universität sicherlich vor sehr viel größere Probleme stellen als kritische Fragen zur Vergabe.

Du möchtest widerlegen, dass eine Affäre mit dem:der Mitbewohner:in doch nicht zwingend in Tränen enden muss?

Du willst Licht ins hochschulpolitische wirrwarr bringen?

Du warst im Theater und dir hat das Stück so gar nicht gefallen?

Schreib darüber.

Offene Redaktionssitzung ist jeden Mittwoch um 19:00 Uhr im AStA Häuschen (Schlossplatz 1)



Begegnungen in ungewöhnlicher Konstellation



Foto: Atheater

Ein Portrait des jungen *Atheaters* in Münster

Von Janna Krickau



Münster hat in Sachen Theater eine Vielzahl an Schauplätzen zu bieten. Neben den großen Bühnen wie beispielsweise dem *Theater Münster* oder dem *Wolfgang Borchert Theater* finden sich unzählige kleine Einrichtungen in Münsters Straßen. Wer da mithalten möchte, muss herausstechen, muss dem Publikum etwas bieten, das es woanders nicht findet. Vor einem knappen Jahr, im Februar 2019, öffnete das *Atheater* erstmals seine Türen in der Steinfurter Straße 37. Der Eingang ist recht unscheinbar, der Raum hinter der Glasfassade vergleichsweise klein. In diesem Sinne wird Herausstechen schwer. Jedoch findet sich hinter den Fenstern ein Ort, an dem eindrucksvolle Geschichten erzählt werden, Gemeinschaft geschaffen wird und Abwechslung vorprogrammiert ist.

"Ich hatte schon ein bisschen Interesse, Theater zu machen, aber ich dachte, jetzt in Deutschland wird das gar nicht passieren, wegen der Sprachbarriere", erzählt Meghrig Aro, Schauspielerin und Studentin, mit Blick Anfänge ihrer Zeit die beim Atheater. Aufgewachsen ist Aro in Syrien, später zog sie nach Deutschland. Auch die anderen Mitwirkenden des Atheaters haben eine Migrationsgeschichte. Gefunden haben sie sich über eine Sprachschule in Münster, an der der Regisseur und Schauspieler Andrej Lazarev eine Theater-AG anbot, mit der Möglichkeit, auf andere Art und Weise Deutsch zu lernen. Unter seiner Leitung wurde so vor sechs Jahren die freie Theatergruppe Atheater gegründet. Auch Aro wurde über die Sprachschule auf die Schauspielgruppe aufmerksam, etwa eineinhalb Jahre nach ihrer Entstehung: "Als ich da war, war die Sprache eigentlich gar nicht wichtig Hauptsache man versteht sich irgendwie, mit Händen und Füßen oder in einer anderen Sprache."

Neben Meghrig Aro und Andrej Lazarev bilden Karina Sadovskaja und Jevgeni Lotuchov den Kern der Gruppe, die von acht weiteren Schauspieler:innen, Musiker:innen und Künstler:innen komplettiert wird. Sie verständigen sich auf sieben unterschiedlichen Sprachen und verbinden Kulturen aller Kontinente miteinander. Diese Mischung hebt das Atheater hervor. Die Aufführungen zeigen, dass man nicht die gleiche Sprache beherrschen, geschweige denn aus der gleichen Kultur stammen muss, um den Anderen zu verstehen. Einzelne Passagen sprechen die Schauspieler:innen in ihrer Muttersprache, um einerseits ihren Emotionen besser Ausdruck zu verleihen, andererseits lässt die Verschleierung der Wortbedeutung den Zuhörenden mehr Interpretationsspielraum. Sie sind eingeladen, das Stück für sich selbst zu deuten und ihre eigenen Schlüsse zu ziehen. Im Anschluss an die Vorführung besteht die Möglichkeit, mit den Darsteller:innen die eigene Sichtweise in einer Diskussionsrunde zu reflektieren. Wichtig sei ihnen, dass "eine Ebene mit dem Publikum" erzeugt wird, so Aro, denn "wir sind alle gleich." Diese Nähe schafft auch die Konstellation des Theaterraums: Es gibt keine erhöhte Bühne, durch bewegliche Module lässt sich der Raum immer wieder neu erschaffen. Mal sind die Sitzplätze in Reihen, dann im Kreis angeordnet, durch den sich die Schauspieler:innen bewegen, sodass die traditionelle Grenze zwischen Publikum und Spielfläche verschwimmt.

Oder die Gäste bekommen zum Abschluss ein Schälchen Suppe in die Hand gedrückt, die während der Aufführung auf der Bühne zubereitet wurde und werden so unweigerlich ein Teil der Installation.

Die unterschiedlichen Lebensgeschichten und Erfahrungen der Gruppe spiegeln sich in den Themen der Vorstellungen wider, die sich an aktuellen Fragen in unserer Gesellschaft orientieren: Heimat, Identität, Frausein, Flucht, Beziehungen in der modernen Welt, um nur einige zu nennen. Am Anfang der Entwicklung neuer Vorstellungen stehen lange Gespräche, der Austausch von Sichtweisen und Lebenserfahrungen. Wie war es in der Heimat, wie ist es nun in Deutschland? Bisher hat das Ensemble sechs Theaterstücke geschrieben und teilweise auf großer Bühne in Berlin oder dem Theaterfestival Playstation aufgeführt. Drei der Stücke wurden im letzten Jahr unter dem Motto "Starke Frauen" im neuen Atheater hier in Münster gespielt.

Bemerkenswert ist, dass das junge Team alles alleine stemmt und selbstständig finanziert. Angefangen mit der Renovierung und Gestaltung der Räumlichkeiten und ihrer Einrichtung über das Entwerfen der Kostüme, des Bühnenbilds und der Organisation von Werbung und Onlinepräsenz bis hin zur Bedienung an Einlass und Bar. Ein ausreichendes finanzielles Auskommen springt dabei nicht heraus. "Wir arbeiten und studieren nebenbei, um das auch schaffen zu können", erklärt Aro. Zeitweise gab es den Wunsch sich über Kooperationen mit professionellen Lehrer:innen eine staatlich anerkannte Ausbildung zu ermöglichen. Weil die Bemühungen jedoch keinen Erfolg hatten, beschlossen die Schauspieler:innen, sich selbst zu schulen und Hilfe zu holen, wo es nötig war: "Wir versuchen, immer neue Herausforderungen zu finden und dabei etwas

sprich: autodidaktisches Lernen. Daher das A in Atheater.

zu lernen." Learning by doing,

Zugleich möchte die Gruppe gemeinsam mit anderen Menschen aller Nationen ihr Theater gestalten. Raum dafür bieten nicht nur die Diskussionsrunden nach den Vorführungen, sondern vor allem die regelmäßigen Kurse, die von ihnen selbst oder ausgebildeten Lehrer:innen im Atheater angeboten werden. Ob Yoga, Kung Fu oder Theaterkurse für Anfänger und Fortgeschrittene, es scheint für jeden etwas dabei zu sein. Ein zeitweilig ausgesetzter Tanzkurs soll im neuen Jahr wieder aufgenommen werden. Angedacht sei außerdem ein abendliches, wöchentlich stattfindendes Theatercafé, ein Zusammenkommen, bei dem sich nach einem kurzen Input, beispielsweise in Form einer Lesung, eines Gedichtvortrags oder Musik, über Theaterthemen ausgetauscht werden soll. Gedanke dahinter war, dass wir selber etwas lernen möchten und dann auch gerne mit anderen Menschen in Kontakt kommen."

Daneben hat das Atheater im neuen Jahr natürlich auch wieder eine Reihe Theaterstücke im Programm, darunter eine Neuinterpretation von "Medea" als Solostück, gespielt von Meghrig Aro, welches für Ende Februar angesetzt ist, sowie eine Wiederholung der poetischen Vorstellung "Du bist ich. Töte mich." Weitere Stücke seien in Planung. Wer neugierig geworden ist, darf also gespannt sein, womit das Atheater beim nächsten Besuch überrascht.



Brainfuck im

britischen Nieselregen

Sibylle Bergs Roman "GRM" ist eine gar nicht so dystopische Dystopie.

Von Annkathrin Lindert

https://www.kreisky.net/downloads/kreisky-vielgutessen-sibylleberg-1.jpg / © Ingo Pertramer

Wie sieht Europa in zehn Jahren aus? Mit Orwells "1985" wurde erstmals die Dystopie vom allmächtigen Überwachungsstaat geboren. Spätestens die Enthüllungen von Edward Snowden zerrten die Übermacht der Algorithmen in die Gegenwart. Seitdem wabert die Gewissheit um die Gefahren der digitalen Totalüberwachung durch die Köpfe der User:innen - und die Zahl der Tweets pro Tag steigt trotzdem. Das Unbehagen der Digital Natives hat ihren klickenden Daumen noch nicht erreicht. Denn so schlimm wird es schon nicht werden. Oder doch? Sibylle Berg greift mit ihrem im April 2019 erschienen Roman "GRM. Brainfuck" dieses Unbehagen auf: "Die Brave New World findet in wenigen Jahren statt. Vielleicht hat sie auch schon begonnen".

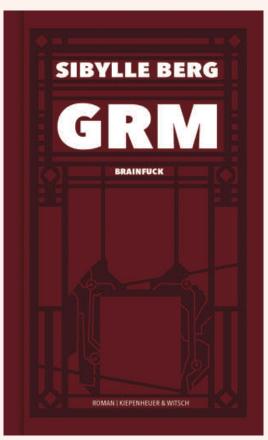
GRM ist nicht nur eine verstörende technologische Zukunftsvision, sondern eine Welt, deren soziales Fundament einem eiskalten Neoliberalismus geopfert wird. Die Geschichte beginnt im britischen Rochdale, ein sozialer Brennpunkt, in dem die Erwachsenen "zu unentschlossen sind, um ihren Kopf aus dem eigenen Erbrochenen zu heben" und zehnjährige Mädchen Sex aus Langeweile haben. Hier wachsen zwischen rostigen Heroinspritzen und Hardcore-Pornos Don, Karen, Hannah und Peter auf.

Vier Kinder, die wegen ihrer Homosexualität, ihrem Autismus oder frühkindlichen Vergewaltigungserfahrungen selbst in Rochdale am untersten Ende der sozialen Nahrungskette vegetieren. Zuflucht finden sie in Grime, einer aggressiven Form des Raps, die für sie ein Lebensgefühl ist: "Eine Drecksmusik für Kinder mit einem Drecksleben." Dennoch beschließen die vier sich gegen das System aufzulehnen und gehen nach London. Nach dem Brexit ist die Stadt zum Symbol für eine neue Politik geworden, die die arme Unterschicht - an Stelle der Fremden - für die Probleme des Landes verantwortlich macht. Roboter ersetzen menschliche Arbeitskräfte. Die wirklichen Menschen, die nun nicht mehr benötigt werden, erhalten ein Grundeinkommen und verbringen ihre Tage in Virtual-Reality-Räumen, in denen sie manuelle Arbeit simulieren. Ein soziales Überwachungssystem schafft Frieden. Statt Hasskommentare zu posten, lächeln die Menschen in Überwachungskameras, um ihren Punktestand zu erhöhen. Dazwischen tun sich menschliche Abgründe auf: Russische Oligarchen halten sich Kindernutten wie Haustiere, Passanten zünden Obdachlose an und Programmierer entwickeln Apps, die Depressive zum Selbstmord anleiten.

Bergs Roman ist nicht hart, er tut weh. Die fast schon ästhetische Klarheit, in der sie die brutalen Zustände in Rochdale beschreibt ("Am Ende war Ruhe und der Amokläufer tot. Ein paar Mädchen dito. Don hatte endlich ein paar Tote gesehen"), ist erbarmungslos. Da stieren Mütter ausdruckslos auf schimmlige Wände, während ihre Kinder in einem Nebensatz "in den Arsch gefickt" werden. Die räumliche Distanz zwischen der brutalen Lebenswelt der Kinder in Rochdale und der Lebenswelt der Lesenden mag zu Beginn noch bestehen. Sobald sich die Handlung jedoch an einen typischen Lebensort der gesellschaftlichen Mittelschicht, wie London, verlagert, erscheint Bergs Dystopie auf einmal erschreckend real . Denn die Welt in GRM bewegt sich entlang eines schmalen Grats zwischen der Realität, wie wir sie kennen, und Entwicklungen, die in Zukunft gar nicht so undenkbar scheinen. Berg übernimmt die Probleme der Gegenwart und treibt sie ins Extreme. So greift sie beispielsweise die Figur des von der feministischen Genderwissenschaft "entmachteten" Mannes auf, der sich in Bergs Zukunftsdystopie seinen angestammten Platz an der Spitze der patriarchalen Herrschaft zurückerobert. Und wer sagt, dass der Hass, der sich momentan überall in Europa gegen 'Fremde' richtet, nicht auch diejenigen treffen kann, die dem neoliberalen Menschenbild nicht entsprechen? Gibt es nicht auch in China schon ein soziales Punktesystem?

Dabei kommen in GRM nicht nur Angehörige der Unterschicht zu Wort, sondern Berg schreibt sich einmal quer durch die Gesellschaft, zu der auch der anonyme Programmierer oder der aristokratische Vertreter der alten Elite gehören. Auch wenn diese Figuren materiell besser wegkommen als Don und ihre Freunde, emotional sind auch sie gebrochen, einsam, verroht. Am Ende bleibt die Erkenntnis: Alle stecken mit drin. Wer noch glaubt, offline und online trennen zu können, liegt falsch. Wenn Neoliberalismus und Algorithmen eine Symbiose eingehen, können sie aus unseren Daten eine neue soziale Realität formen. Schöpfung 2.0, sozusagen. Wer die digitale Frage stellt, muss deshalb auch die Klassenfrage stellen.

Als eine Warnung verstehe sie ihr Buch trotzdem nicht, so Berg in einem Interview mit dem Deutschlandfunk, viel eher als eine Beschreibung unserer Zeit. "Ich maße mir nicht an zu sagen, dass die schrecklich wird, weil vielleicht wird es gut. Vielleicht wird es besser als das drohende Faschistische, Autokratische, Nationalistische, was wir gerade vermuten." Bleibt also am Ende doch Hoffnung? Auch Berg weiß es nicht: "Ich bin nur ein bisschen Gott, und vielleicht kommt ja alles anders."



Quelle: Verlag Kiepenheuer und Witsch

"Ob man die Monstrosität von Sibylle Bergs neuem Roman als abstoßend oder als überwältigend empfindet (beides ist denkbar), allein die Entschiedenheit, mit der er seinen vier Unterschichtmenschlein das Instrumentarium literarischer Distinktion zukommen lässt – fern aller Sozialromantik –, ist eine kolossale Leistung."

(Ursula März, ZEIT ONLINE)

"So düster hat Sibylle Berg noch nie geschrieben [...] Gegen GRM/Brainfuck ist alles andere von Sibylle Berg der reinste Kindergeburtstag." (MDR KULTUR)

GRM ist kolossal brutal. Der Roman packt uns zwar mit eisernem Griff, aber er weist uns nicht die Richtung auf dem Weg in die Zukunft. Es ist ein grandioses Buch, das tausend Fragen stellt und uns am Ende allein, das Smartphone in der Hand haltend, vor der Frage, wie wir in Zukunft leben wollen, im britischen Nieselregen stehen lässt. Das ist der Brainfuck. Vielleicht können wir ja mal googeln. Oder einfach Grime hören.

Extrawurst am Wolfgang Borchert Theater.

Der Tennisclub als Mikrokosmos gesellschaftlichen Lebens?

Von Tobias Schweitzer

Was als kleiner Konflikt beginnt, sorgt am Ende für eineinhalb Stunden voller Zündstoff: um Würste, die Preise von Grillgeräten, Nationalitäten, Partnerschaftsprobleme und die kleinen Tücken des Alltags. "Extrawurst" heißt das Stück, das am 28. November diesen Jahres in der Inszenierung von Monika Hess-Zanger am Wolfgang Borchert Theater im Münsteraner Hafenviertel Premiere feierte. Ein Abend voller Klischees, Stereotype, wechselseitiger Missverständnisse und Gesprächsfetzen, die symptomatisch für die geistige Situation unserer Zeit stehen sollen.

Die Handlung ist schnell erzählt: Melanie, ihresgleichen engagiertes Mitglied des örtlichen Tennisvereins, macht im Zuge der turnusmäßigen Mitgliederversammlung den Vorschlag, für ihren türkischstämmigen Trainingspartner Erol einen "Extra"-Grill zu kaufen, auf dem er sein koscheres Grillgut grillen kann. Aus dem sensibel und rücksichtsvoll gemeinten Vorschlag, der von den Anderen anfangs nur belächelt wird, entspinnt sich ein Streit um Anerkennung, Selbstbehauptung und verletzte Ehrgefühle, der das ganze Stück dominieren soll. Die 'Argumente' und Anschuldigungen untereinander sind schnell ausgetauscht und die verbleibende Zeit begnügt sich die Inszenierung damit, die Rollen des entweder verständnisvollen, ablehnend-empörten oder genervten Vereinsmitglieds zwischen den einzelnen Figuren auszuwechseln. Die Dialoge verlaufen dabei wenig kontinuierlich, stolpern meist eher von einem Fettnäpfchen zum nächsten Kalauer, von Orientierung oder Nachvollziehbarkeit ist dabei insgesamt wenig zu spüren.

Was damit anfangen?, so fragt man sich am Ende des Stücks, nachdem die Protagonist:innen wutschnaubend, unversöhnt und ungefähr mit dem gleichen Erkenntnisstand wie zu Beginn der Debatte die Bühne verlassen. Man könnte dies jetzt als nüchternes Porträt einer zerrütteten Debattenkultur im hysterischen Deutschland des Jahres 2019 lesen, so wie es die Regisseurin im angefügten Programmheft selbst vorschlägt. Ob das, was auf der Bühne dargestellt wird, jedoch wirklich unserer Debattenkultur entspricht, bleibt auch nach Ende des Stücks mehr als fragwürdig. Dass hier machtvolle Fragen kultureller Selbst- und Fremdzuschreibungen für ein vornehmlich deutsches, weißes und älteres Publikum humorig aufbereitet werden, lässt einen dann doch fragend und unsicher zurück: Muss auch jenes konflikt- und spannungsreiche Feld im Duktus lockerer Kabarettspäße verwurstet werden? Ja, vielleicht. Vielleicht wären Humor und Witz die richtigen Mittel, um die Schauplätze der politischen und kulturellen Machtkämpfe unserer Tage in ein anderes Licht zu rücken. Dafür bräuchte es aber mehr intellektuellen Witz, ästhetischen Mut und dramaturgische Anstrengung, als es die Inszenierung am WBT einzulösen vermag.



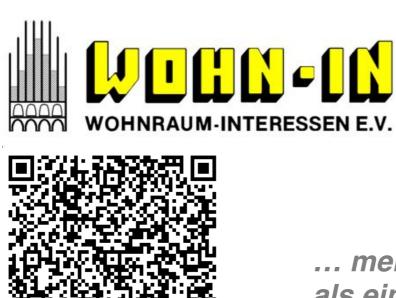


MÜNSTER!

Alle Infos zum Kultursemesterticket: theater-muenster.com/KuSeTi



* Begrenztes Kontingent







Wohnungssuche

Hilfe bei privater Wohnungssuche



Mietrecht

Hilfe bei mietrechtlichen Problemen



Rechtsschutz

Mietrechtsschutzversicherung möglich



Konfliktberatung

Hilfe bei Mieterkonflikten

Hammer Straße 26 c 48153 Münster Tel. 0251 - 52 30 21 wohn-in@wohn-in.de Öffnungszeiten

Mo - Fr 9.00 - 19.00 Uhr

Sa 9.00 - 14.00 Uhr

www.wohn-in.de